



Herausgegeben
von Birgit Neumann

Präsenz und Evidenz
fremder Dinge
im Europa des 18. Jahrhunderts

Wallstein

Präsenz und Evidenz fremder Dinge
im Europa des 18. Jahrhunderts

Das achtzehnte Jahrhundert

Supplementa

Herausgegeben von der
Deutschen Gesellschaft für die Erforschung
des achtzehnten Jahrhunderts

Band 19

Präsenz und Evidenz fremder Dinge im Europa des 18. Jahrhunderts

*Herausgegeben von
Birgit Neumann*



WALLSTEIN VERLAG

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und der Universität Passau.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2015
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
unter Verwendung eines Gemäldes von Domenico Remps: Scarabattole
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier
ISBN (Print) 978-3-8353-1595-2
ISBN (E-Book) 978-3-8353-2723-8
ISSN (Print) 1861-8235

INHALT

BIRGIT NEUMANN

Präsenz und Evidenz fremder Dinge

im Europa des 18. Jahrhunderts

Zur Einleitung 9

I Wissen fremder Dinge

ANITA TRANINGER

Einleitung 39

MARTIN MULSOW

Alchemische Substanzen als fremde Dinge 43

FRAUKE BERNDT

Ex marmore

Evidenz im Ungeformten

bei J. J. Winckelmann und A. G. Baumgarten 73

CLAUDIA KELLER

„Zeitungen, Komödienzettel, Preiskurrente“

Fremde Dinge in Goethes Akten der Reise in die Schweiz 1797 97

JOHANNES D. KAMINSKI

Fremdkörper Kaffee

Das Importprodukt als ökonomischer

und diätetischer Störfaktor natürlicher Zirkulation 116

II Medien der Präsenz

Sammeln und Ausstellen fremder Dinge

CHRISTIANE HOLM

Einleitung 135

JOHANNES GRAVE

Aneignung und Befremden

Zum Verhältnis von Dingen und Parerga bei Goethe 142

MICHAEL NIEDERMEIER

»Taheitisches Zeug«

Die ethnographische Sammlung der Forsters im Wörlitzer

Südseepavillon und die Tahiti-Mode im frühen Landschaftsgarten 163

STEFAN LAUBE

Schaufenster in die Ferne

Exotische Dinge in welfischen Wunderkammern 183

ULRIKE GLEIXNER

Unlesbare Schriften

Bestände von Weltensammlern des 18. Jahrhunderts

in der Herzog August Bibliothek 202

INGO UHLIG

Nach der Reise

Johann Reinhold Forsters Oberaufsicht über den

botanischen Garten in Halle 1781-1788. 218

PETER-HENNING HAISCHER

Priapea

Fremdheit und Tabu in

Sammlung und Literatur des 18. Jahrhunderts 234

CHARLOTTE KURBUHN

Zur konstruierten Zeitlichkeit

fremder Dinge und gefälschter Sammlungen 252

III Subjektkonstitution, soziale Praktiken und fremde Dinge

JOHANNES SÜSSMANN

Einleitung 277

VITTORIA BORSÒ

Vom Leben der Dinge und Staunen der Subjekte

Präsent-Aktion und Visualisierung im 18. Jahrhundert (Diderot) 280

GERTRUD LEHNERT

Zum Luxus fremder Dinge

Der Kaschmirschal 302

DIRK UFFELMANN

»Here you have all my stuff!«

*Real Things from a Mythical Country:**Ottoman ›Sarmatica‹ in Enlightened Poland 323*

THOMAS WÜNSCH

Das Kamel und der Tod

*›Fremde Dinge‹ als Provokation der Selbstinszenierung**in Polen im Zeitalter der Türkenkriege 339*

GESINE MÜLLER

Vom ›Genuß der Dinge, die wir so weit herholen ...‹

Hautfarbe und Zucker bei J. B. Labat und G.-Th. Raynal 356

IV Repräsentation fremder Dinge *Diskursivierung von Präsenz und Evidenz*

BARBARA SCHMIDT-HABERKAMP

Einleitung 373

ROGER LÜDEKE

The *Eigensinn* of Literary Things*Reading Social Practice with Robinson Crusoe 377*

SIBYLLE BAUMBACH

Die Faszination fremder Dinge in der

englischen Literatur des 18. Jahrhunderts 395

DIRK WERLE

Kleine und große Dinge in hymnischen Gedichten des 18. Jahrhunderts

*Illustriert an Klopstocks »Gestirnen« und Hölty's »Hymnus**an den Mond« 412*

RAINER EMIG

Strange Things in English Gothic Novels 429

SONJA FIELITZ

»Dash'd in a Cloud of Foam«

Re-present-ations of the Four Seasons in the Arts 441

GABRIELE RIPPL

Description and the Production of Presence

Literary Debates in Eighteenth-Century England and Germany 458

V Marktordnungen
Der Wert fremder Dinge

IWAN-MICHELANGELO D'APRILE

Einleitung 477

GEORG LEHNER

Chinesische Bücher auf dem europäischen Markt 484

BORIS ROMAN GIBHARDT

Der Klassizismus und die Moden

Autonomie- versus Warenästhetik in der Goethezeit 497

MICHAEL EGGERS

Weltliteratur und Warenkunde

Zur ökonomischen und naturhistorischen

Wissensordnung bei Johann Beckmann und Goethe 512

JULIA A. SCHMIDT-FUNKE

›Eigene fremde Dinge‹

Surrogate und Imitate im langen 18. Jahrhundert 529

NORA PLESSKE

Curiosities from Paradise

The Materiality of Cook's Explorations in the South Pacific 550

BEITRÄGERINNEN UND BEITRÄGER 569

BIRGIT NEUMANN

Präsenz und Evidenz fremder Dinge im Europa des 18. Jahrhunderts *Zur Einleitung*

1. Von der Präsenz fremder Dinge

Die Modernisierungsprozesse des 18. Jahrhunderts fallen zusammen mit den Anfängen der Konsumgesellschaft,¹ als deren wichtigstes Merkmal die größere Präsenz fremder Dinge in fast allen gesellschaftlichen Bereichen von Politik und Wirtschaft über Religion und Kunst bis zu Medien und Populärkultur gelten kann. Die transkulturelle Vernetzung durch Handel, Reisen und Imperialismus brachte eine Fülle, für manche eine Überfülle, exotischer Dinge, oftmals Luxusgüter, nach Europa, die Konsumformen, Identifikationsmuster und Sozialformen nachhaltig prägten.² Sowohl der neu entstehende Markt der Konsumgesellschaft als auch die empirischen Wissenschaften beförderten eine Kultur der Zurschaustellung, die die »dingliche Umwelt«³ immer dichter werden ließ. In kulturgeschichtlich bislang ungekanntem Ausmaß begann man, fremde Dinge zu begehren, zu bestaunen, zu kaufen, zu sammeln, zu ordnen und auszustellen. Das moderne Subjekt, das im 18. Jahrhundert zunehmend an Kontur gewinnt, definiert sich mehr und mehr über die Dinge, vorzugsweise fremder Herkunft, die es gebraucht, besitzt oder begehrt.⁴ So ist Subjektkonstitution in westlichen Konsumgesellschaften, darauf haben unter anderem James Clifford⁵ und Susanne Scholz⁶ aufmerksam gemacht, eng gebunden an den richtigen, souveränen Umgang mit Dingen. Die Aneignung, Zurschaustellung und Anordnung von Dingen wird nunmehr zur gewichtigen kulturellen Praxis der Selbststilisierung, die es erlaubt, Werte, Innerlichkeit und – ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – Individualität scheinbar unmittelbar und für alle sichtbar nach außen zu tragen.⁷

1 Vgl. McKendrick et al. 1982; North 2003; Schrage 2009.

2 Vgl. Berg/Clifford 1999, S. 7.

3 Böhme 2006, S. 18.

4 Vgl. Park 2009, xiii.

5 Vgl. Clifford 1988, S. 217 f.

6 Vgl. Scholz 2004.

7 Vgl. Berg 1999, S. 67; Wahrman 2007.

Von den fremden Dingen, den kolonialen Exotika, den von Reisen mitgebrachten Souvenirs, dem chinesischen Porzellan, den in Galerien ausgestellten Münzen, Portraits und Veduten, den Kalikos und der importierten Mode geht eine »formative Kraft«⁸ aus, eine Kraft, die Affekte, Einstellungen, Wissenskonfigurationen, Kommunikationsformen und Begehrensstrukturen gleichermaßen modelliert.⁹ »Everything that is new or uncommon«, schreibt Joseph Addison Anfang des 18. Jahrhunderts im *Spectator*, »raises a pleasure in the imagination«.¹⁰ Dinge verwickeln Menschen in Beziehungen; sie »tun etwas mit den Menschen.«¹¹ Solche »Quasi-Objekte«, wie Michel Serres¹² sie nennt, eröffnen neue Handlungsoptionen und prägen neue Formen der Sozialität. Gerade im 18. Jahrhundert, in dem Erkenntnis und sinnliche Wahrnehmung neue Allianzen eingingen, waren Selbstverständigung, Selbstbeobachtung und Wissensgewinn notwendig auf Konkretes, auf Materielles und Sichtbares angewiesen.¹³

Die fremden Dinge lenken den Blick auf das Neue und Sinnliche der Epoche, auf Dinge, die faszinieren und verstören, die Genuss, soziale Distinktion und neues Wissen verheißen, auf Dinge, die Gemeinschaft stiften oder Konkurrenz generieren: auf die Objekte rationaler und sinnlicher Erkenntnis, auf die Dinge der Warenwelt und Selbststilisierung, auf die Sammlerstücke in Kuriositätenkabinetten, Wunderkammern und Galerien, auf heilige Dinge, Erinnerungsstücke und Luxusgüter. In ihrer sinnlich erfahrbaren Materialität, ihrer Konstanz und physischen Greifbarkeit erscheinen uns Dinge als Inbegriff von Präsenz, Objektivität und unvermittelter Vergegenwärtigung.¹⁴ »Hence a thing is said to exist Objectively, objectivè, when it exists no otherwise than in being known«, heißt es in dem *Universal Dictionary of Arts and Sciences* aus dem Jahre 1728. Die Dinge scheinen sich Bedeutungsfixierungen beharrlich zu versperren und allein auf sich selbst zu verweisen; in ihrer Dinglichkeit existieren sie augenscheinlich jenseits diskursiver, sozialer und kultureller Figuren und unabhängig vom

8 Böhme 2006, S. 18.

9 Vgl. ebd.; Bill Brown definiert das Ding, anders als das Objekt, dezidiert in seiner Relation zu Subjekten: »The story of objects asserting themselves as things, then, is the story of a changed relation to the human subject and thus the story of how the thing really names less an object than a particular subject-object relation [...]. You could imagine things [...] as what is excessive in objects, as what exceeds their mere materialization as objects or their mere utilization as objects – their force as sensuous presence or as a metaphysical presence, the magic by which objects become values, fetishes, idols, and totems.« (Brown 2001, S. 4 f.)

10 Addison 1982 [1712], S. 371 f.

11 Böhme 2006, S. 19.

12 Vgl. Serres 1981.

13 Vgl. Berndt/Fulda 2010, xx.

14 Vgl. Bal 1994, S. 99; Nancy 1993; Daston 2004, S. 12; Gumbrecht 2004, S. 33; Korff 2006, S. 32.

individuellen Bewusstsein. Und doch lassen sich Dinge nur als Teil eines umfassenderen Systems, einer mehrsinnigen Umwelt verstehen, die ihnen Bedeutung verleiht, eine Funktion zuweist und Wert zuspricht. Dinge sind »relational«¹⁵ zu bestimmen; trotz ihrer scheinbaren Gleichgültigkeit gegenüber den Menschen¹⁶ werden sie allein in Kontexten kultureller Wertgebungen, sozialer Assoziierung und subjektbezogener Aneignung bedeutsam. In diese Kontexte soziokultureller Assoziierung sind Dinge indes nicht passiv eingelassen. Vielmehr produzieren sie diese über das, was Jean-Luc Nancy als die Realität der Differenz der Materie bezeichnet, stets auch mit.¹⁷ Dinge sind zum Wirken bestimmt; mitnichten sind sie bloße Handlungsressource.¹⁸ Die Frage nach den fremden Dingen wird daher unweigerlich zur Frage nach den verschiedenen Kontexten, Konstellationen und Assoziierungen, die sie hervorbringen und in die sie eingebunden sind.

Die Präsenz fremder Dinge, so die Ausgangsthese des Bandes, steht in einem wechselseitigen Konstituierungszusammenhang zu neuen, oftmals impliziten Wissensfigurationen. Der Transfer fremder Dinge ist angewiesen auf Akte der kreativen Aneignung, Zurschaustellung und symbolischen Präsentation, also auf Formen des Präsentmachens, die den epistemischen Überschuss des Dinges hervortreten lassen. Präsenz ist dabei als Prozess der anschaulichen Vergegenwärtigung, zumeist auch der diskursiven Präsentifikation zu verstehen, der auf die scheinbar unmittelbare Schaffung von Evidenz und die dazugehörige Legitimierung von epistemischen und sozialen Geltungsansprüchen angelegt ist. Die Produktion von Präsenz bezeichnet demnach nicht nur ein »zeitliches, sondern auch ein räumliches Verhältnis«¹⁹ zur fremden Welt. »Was ›präsenz‹ ist, soll [...] greifbar sein«, durch konkrete Anschaulichkeit und unmittelbare Anmutung faszinieren und auf menschliches Begehren, Körper und (implizites) Wissen »einwirken«.²⁰ Zugleich aber darf die Produktion von Präsenz unter Bedingungen des epistemologischen Primats des Empirismus das rational geleitete, distanzierte und interessenfreie Sehen, das Erkennen, nicht verhindern.²¹ Zu fragen, was diese neuen Dinge für die multiplen, durchaus konfliktreichen Projekte der Aufklärung im 18. Jahrhundert bedeuten, ist ein Ziel des Bandes. Dabei geht es ebenso darum, den Blick auf das Materielle der Episteme zu lenken, wie das auratische Faszinations- und Störpotenzial der Dinge freizulegen, das eindeutige epistemische Fixierungen unterläuft.

15 Böhme 2013, S. 236.

16 Vgl. Böhme 2006, S. 85.

17 Vgl. Nancy 2014, S. 86.

18 Vgl. Latour 2007, S. 125.

19 Gumbrecht 2004, S. 10 f.

20 Ebd., S. 11.

21 Vgl. Scholz 2004, S. 98.

2. Das Wissen fremder Dinge

Objekte wie Bücher, Bilder, wissenschaftliche Instrumente, Kleider, koloniale Exotika, Lackschalen, Federmäntel, Porzellan, Münzen und Medaillen waren im 18. Jahrhundert zentrale Medien des Transfers zwischen Kulturen, Ländern und Regionen. Ob aus einer geographisch oder einer zeitlich entfernten Kultur stammend, stets wurden fremde Dinge aus ihrem ursprünglichen Kontext gelöst und in neue kulturelle Wert- und Bedeutungszusammenhänge eingebettet:²² »Dekontextualisierung«, so Lorraine Daston, »ist das sine qua non des Exotischen.«²³ Solche Transferhandlungen bzw. Translokationen sind nie rein kumulativ, sondern immer kreative und transformative Verfahren, die mit vielfältigen Umfunktionalisierungen und Wertverschiebungen der erworbenen Dinge einhergehen.²⁴ Nicht um originalgetreue Rezeption geht es also, sondern darum, fremde Dinge so anzueignen, zu übersetzen und umzuwidmen, dass sie für lokal vorherrschende Wissensbedürfnisse, Imaginationen und symbolische Ordnungen verfügbar werden. Eingebunden in kulturelle Praktiken und mehrsinnige Wissensordnungen, werden fremde Dinge mit neuer Bedeutung aufgeladen und zu sichtbaren Bestandteilen der kollektiven Selbstbegründung gemacht.

Die kreative Aneignung fremder Dinge, die sich in sozialer Interaktion behaupten muss und sich hier der Reflexion öffnet, setzt symbolische Transformationen voraus, die in den Dienst der kollektiven Wissensformation gestellt werden können.²⁵ Gerade den fremden, raren und neuen Dingen, den sinnlich erfahrbaren Kuriositäten, wurde im 17. und 18. Jahrhundert das Potenzial zugesprochen, Subjekte ins Staunen zu versetzen, Neugier auszulösen und Erkenntnisprozesse in Gang zu setzen. Dies hat auch damit zu tun, dass die Neugier, die *curiosity*, als Rezeptionsmodus im Laufe des 17. und frühen 18. Jahrhunderts eine umfassende Neudefinition erfährt. Sie wird begrifflich und normativ aus der Leidenschaftsdynamik einer unkontrollierbaren Habsucht und Begierde gelöst und zunehmend in die Nähe der Wissbegier gerückt.²⁶ Thomas Hobbes erklärt die Neugier in seinem *Leviathan* gar zur Eigenschaft, die allein dem Menschen zu eigen sei und daher mitnichten einen bloßen Trieb darstellen könne:

Desire to know why, and how, *Curiosity*, such as is in no living creature but Man; so that Man is distinguished, not onely by his Reason; but also by this singular Passion from other *Animals*; [...] which is a Lust of the

22 Vgl. Frank et al. 2007, S. 12.

23 Daston 1994, S. 45.

24 Vgl. Thomas 1991, S. 28.

25 Vgl. Scholz 2004, S. 124.

26 Vgl. Daston 1994, S. 40.

mind, that by a perseverance of delight in the continuall and indefatigable generation of Knowledge, exceedeth the short vehemence of any carnall Pleasure.²⁷

Zwar standen manche Kritiker, wie etwa Edmund Burke, der Neugierde angesichts ihrer potenziellen Unersättlichkeit und Wankelmütigkeit nach wie vor skeptisch gegenüber, denn immerhin spiegeln sich in diesen Neigungen die ungebändigten Begehrendynamiken der entstehenden Konsumgesellschaft.²⁸ Doch selbst Francis Bacon erkannte an, dass es die Neugier sei, die zur erhöhten Aufmerksamkeit gegenüber der materiellen Welt befähige. Diese Aufmerksamkeit könne dann – durch Ausdauer, Verweilen und Konzentration – für den Gewinn von neuem Wissen nutzbar gemacht werden.²⁹ Es ist, vereinfacht gesprochen, die Verbindung der Psychologie der Neugier und der Fähigkeit zur genauen Beobachtung und Beschreibung, die mit Blick auf die Dinge Erkenntnisgewinn verspricht und den entstehenden empirischen Wissenschaften »ihre empfindliche Objektivität«³⁰ verleiht.

Die Schriften Francis Bacons, allen voran *Novum Organum* (1620), haben maßgeblich dazu beigetragen, das epistemische Potenzial der Dinge freizulegen, also Wissensgewinn auf Gegenstände zu verlagern und einseitigen Fokussierungen auf verbal-ideelle Erkenntnisstiftung eine Absage zu erteilen. Dinge können den Betrachter faszinieren, weil ihnen, so Bacon, eine eigenwillige Präsenz, eine Aura zu eigen ist, die sich nicht restlos bestehenden Klassifikationssystemen unterordnen lässt und den Betrachter zu neuen Sehakten herausfordert.³¹ War bisher das Buch »die Hauptform der Bildung und Belehrung gewesen«,³² so ist es ab dem 17. Jahrhundert verstärkt die Sammlung von Dingen, vor allem von fremden, neuen, auch exotischen Dingen, die Erkenntnis verspricht. Die Fülle fremder Dinge und Kuriositäten, die Masken, Speere, Ornamente, Federn, Muscheln und Gewänder, die etwa James Cook und seine Mannschaft von ihren Südpazifikreisen nach Europa brachten, faszinierten nicht nur angesichts ihrer schillernden Alterität, die an die Verlockungen des Ungekannten rührt. Sie faszinierten auch, weil sie zu Ausschnitten einer fremden Welt stilisiert wurden, die durch Prozesse der Translokation in neuem, nunmehr epistemisch aufgeladenem

27 Hobbes 1985 [1651], S. 124.

28 Vgl. Daston 1994, S. 43; und diese Wankelmütigkeit mag denn auch der Grund dafür sein, dass die Neugierde bisweilen als eine genuin weibliche Haltung diskreditiert wurde.

29 Vgl. Daston 1994, S. 50.

30 Böhme 2006, S. 89.

31 Vgl. Bacon 1841, S. 129 f.

32 Jahn 1994, S. 476.

Zuschnitt verfügbar gemacht werden sollten.³³ Eingelassen in neue materielle Rahmungen wurden die stummen Dinge zum Sprechen gebracht,³⁴ also zu einem epistemischen Möglichkeitsfeld gemacht, das in kondensierter, stillgestellter Form die Besonderheiten einer fremden Welt aufscheinen ließ und die Fremdheit dieser Welt zugleich zu überbrücken versprach. So war es gerade die Transformation fremder, sich Signifikationsprozessen scheinbar verschließender Dinge in epistemische Dinge – eine Leistung, die auch als Überführung von Natur in Kultur verstanden wurde –, die den verschiedenen Erkundungs- und Entdeckungsreisen des 18. Jahrhunderts zur Legitimität verhalf.³⁵

Es sind die Dinge, ihre sinnlichen Qualitäten, ihre greifbare Präsenz und ihr Sinnüberschuss, die an die menschlichen Sinne rühren, Affekte evozieren und die Erkenntnisprozesse mitprägen. Das Materielle signifiziert nicht; sondern ist, in den Worten Jean-Luc Nancys, »signiert«,³⁶ das heißt, es zeigt sich in seiner singulären, von Differenz durchkreuzten Präsenz. Der Materialität ist eine Potenzialität zu eigen,³⁷ die über Bedeutungssysteme hinauschießt, affektive Relationen (Kontakt und Berührung) zur Welt ermöglicht und latentes Wissen zur Aktualisierung verhilft. Von besonderem Interesse sind daher die historischen, kulturellen, sozialen, materialen und medialen Bedingungen, unter denen fremde Dinge zu »epistemischen Dingen«³⁸ werden können, also zu Dingen, die – auch im Zeichen aufklärerischer Wissensansprüche – zum Erkenntnisgegenstand werden und wissenschaftliche Transformationsprozesse initiieren. Die Dinge, ihre innere Logik, sind in besonderem Maße dazu angetan, durch ihre Präsenz Evidenz zu suggerieren. Evidenz ist dabei nicht nur als ein auf Unmittelbarkeit setzender methodischer Beweis, als Einsehen zu verstehen. Vielmehr bezeichnet sie im weiteren Sinne ein »Erlebnis der Wahrheit«,³⁹ eine genuin lebensweltliche »Grundform der Erfahrung«,⁴⁰ bei der Gegebenes bzw. Anschauliches und Gemeintes in Einklang kommen. »Epistemische Evidenz«, so Ludwig Jäger, meint einen Modus der Vertrautheit, »einen subjektiven mentalen Zustand unmittelbarer Gewissheit, in dem wir uns bezogen auf Erkenntnisse und

33 Der Wert der von Cooks Reisen mitgebrachten Kuriositäten war keineswegs unbestritten; im *Westminster Magazine* (1774, S. 348) wurden sie etwa als »trifles [...] for the Fair Sex« verspottet.

34 Vgl. Daston 1994.

35 Der homogenisierende Impetus des Linné'schen Systems trug seinerseits dazu bei, fremde Ökologien als natürliche Ausdehnung Europas erscheinen zu lassen und deren Alterität zum Verschwinden zu bringen (vgl. Gascoigne 1994, S. 105).

36 Nancy 2004, S. 87.

37 Vgl. Pfeiffer 2005.

38 Vgl. Rheinberger 2001.

39 Husserl 1980, S. 122.

40 Husserl 1974, S. 169.

Überzeugungen, die wir haben oder etwa in Bezug auf die semantische Geltung von Zeichen, die wir verwenden, befinden können.«⁴¹ Auch als eine lebensweltliche »Grundform der Erfahrung«⁴² bleibt die Unmittelbarkeit der Evidenz aber ein widersprüchliches, offenes und temporal vielschichtiges »Erfahrungserlebnis«,⁴³ eines, das auf Praktiken der »Evidentmachung«⁴⁴ basiert. Die Dinge, die an der Produktion von Evidenz und Präfigurationen epistemischer Assoziierungen teilhaben,⁴⁵ bleiben auf vielfältige Weise mit menschlichen Sinnen, Körpern und Zeichenprozessen verflochten,⁴⁶ die Brechungen zwischen Materie und Diskurs sowie temporale Instabilitäten in den Moment des (scheinbar unvermittelten) Einsehens einführen. Gerade diese fortwährenden, nicht stillzustellenden Spannungen zwischen Dingen und Subjekten, Geist und Körper, eingeschlossen die Erfahrung von Nähe und Greifbarkeit bei gleichzeitigem Wissen von der Widerspenstigkeit und Unverfügbarkeit der Materie,⁴⁷ werden im 18. Jahrhundert zu konfliktreichen, selbstreflexiven Kristallisationspunkten neuer Wissenskonfigurationen.

3. Medien der Präsenz: *Vom Sammeln und Ausstellen fremder Dinge*

Die Fülle neuer, fremder Dinge, vor allem in Form der von Reisen und imperialen Missionen mitgebrachten Gegenstände, der *ethnographica* und *naturalia*, machte die Schaffung neuer Ordnungen der Dinge und damit neuer Wissensordnungen notwendig.⁴⁸ Die Praktiken des Sammelns und Ausstellens spielen in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle.⁴⁹ Neben den entstehenden Sammlungen von Naturforschern erfreuten sich im 18. Jahrhundert zahlreiche Kunst- und Naturalienkammern sowie Kuriositätenkabinette weiterhin großer Beliebtheit. Sammlungen von Naturforschern, Wunderkammern und Kuriositätenkabinette fungierten, trotz unterschiedlicher Ausstellungslogiken, als Räume, in denen die fremde Welt anhand repräsentativer Dinge zur Schau gestellt wurde. In diesen Räumen der visuellen Zurschaustellung semantisierte sich der Wunsch nach Evidenz, nach der scheinbaren »Unmittelbarkeit anschaulicher Vergegenwärtigung«⁵⁰

41 Jäger 2009, S. 92 f.

42 Husserl 1974, S. 169.

43 Ebd., S. 250.

44 Ebd., S. 170.

45 Vgl. Latour 1991.

46 Vgl. DeLanda 2006.

47 Vgl. Seel 2000.

48 Vgl. Brant 2001.

49 Vgl. Clifford 1988; Scholz 2004, S. 124.

50 Fohrmann 2001, S. 8.

einer fremden Welt, die sehend und haptisch erfahren werden konnte. Die fremden, stillgestellten und aus ihrem Ursprungskontext gelösten Dinge werden über bestimmte Ordnungen des Klassifizierens und Ausstellens (und damit auch über kulturelle Ordnungen) in einen strukturierten Sinnzusammenhang gebracht,⁵¹ der vor allem auf rezipientenseitige Wirkung angelegt ist: Mal ist das Ziel objektiver Erkenntnisgewinn, mal das Auslösen von Staunen und Bewunderung; immer aber geht es um eine auf sinnlicher Präsenz basierende Beziehung zur (fremden) Welt, die nunmehr greifbar nah erscheint. So kann man sagen, dass die ausgestellten Dinge Präsenzeffekte hervorrufen;⁵² sie sind Aktanten, die über ihre sinnlichen Qualitäten an die Sinne und die Aufmerksamkeit von Subjekten appellieren und Fremdheit vergegenwärtigen. Fremde Dinge versetzen Subjekte in einen instabilen, transitorischen Raum des Dazwischen, in einen Raum, in dem sich eigene Klassifikationssysteme an der widerspenstigen Alterität fremder Kulturen, der Materie und Körperhaftigkeit abarbeiten.

Trägt die Materialität fremder Dinge einerseits zur Suggestion von Evidenz bei, so ist andererseits davon auszugehen, dass das Unsichtbare und Immaterielle als Bedingung des Präsenten gelten können. In den »visuellen Schauplätzen«⁵³ von Sammlungen, Museen und Kuriositätenkabinetten ist keineswegs alles sichtbar; vieles bleibt verborgen, und gerade dieses Spannungsverhältnis von Sichtbarem und Unsichtbarem reguliert die Produktion von Präsenz und Evidenz. So stellt das ausgestellte fremde Ding, das *exemplum*, zwar einerseits eine Verbindung her zu der unsichtbar bleibenden fernen Welt, auf die es metonymisch verweist. Das Ding fungiert gleichsam als ein Medium, in den Worten von Krzysztof Pomian als »Semiophore«,⁵⁴ die eine fremde Welt sinnlich vergegenwärtigt. Andererseits wird aber gerade die historische Partikularität und eigensinnige Alterität dieser Welt durch die neu geschaffene epistemische und kulturelle Ordnung, in die Dinge eingelassen werden, zumindest teilweise zum Verschwinden gebracht. Auch die dazugehörigen, oftmals gewaltsamen Produktions- und Aneignungsprozesse des fremden Dings werden durch die Sammlung und die Kohärenz ihrer Ordnung verschleiert. Im systemischen Ensemble der Sammlung erscheint die Welt der fremden Dinge als eine gegebene, die ganz auf die Konsumtionsbedürfnisse, Zeitstrukturen und Wissensfigurationen der aneignenden Kultur zugeschnitten ist. Ihre spezifische Bedeutung erhalten die fremden

51 Vgl. Foucault 1971 [1966].

52 Vgl. Gumbrecht 2004.

53 Findlen 1994, S. 193.

54 Pomian 1998, S. 50; der Wert von Semiophoren, so Pomian, liegt nicht in ihrem Nutzen begründet, sondern in ihrem Potenzial, Unsichtbares zu repräsentieren und Kommunikation zwischen getrennten Welten zu ermöglichen (vgl. Pomian 1998, S. 48–50).

Dinge innerhalb der Sammlung nun zuvorderst über die neu geschaffenen Raumordnungen und das Prinzip der Kontiguität, also über die relationale Nähe zu anderen Dingen, die als vergleichbar gesetzt werden. Das in die Sammlung eingelassene fremde Ding signalisiert daher gleichermaßen Präsenz wie Abwesenheit; es repräsentiert ebenso, wie es abstrahiert.⁵⁵

Philosophische Schriften, so etwa Francis Bacons Klassifikation des Wissens in *The Advancement of Learning* (1605) oder Robert Boyles *Occasional Reflections* (1665), zeigen ebenso wie die intensiv geführten Debatten über verschiedene Ausstellungslogiken, dass es keineswegs nur darum ging, fremde Dinge einfach zusammenzutragen oder sie gar auf ihre schönen Oberflächen und haptischen Potenziale zu reduzieren. Die allein von Aura umgebenen Dingarrangements, wie sie sich etwa im mystisch aufgeladenen Kirchenraum, aber auch in Kabinetten finden lassen, riefen im Jahrhundert der fortschreitenden Säkularisierung zunehmend Kritiker auf den Plan. Man begegnete ihnen mit komplexen Strategien der Verdrängung und Verbannung (etwa von Reliquien), die den Kult um die Dinge, deren »mächtige Aufdringlichkeit«,⁵⁶ zur Sache fremder, angeblich primitiver und magisch-animistischer Kultur werden ließ.⁵⁷ Der richtige Umgang mit neuen Dingen, ihre Auswahl, Anordnung und Kontextualisierung, sollte hingegen Operationen des Erschließens anstoßen und zuvorderst dem Erkenntnisgewinn dienen. Die »Schulung des Blickes«⁵⁸ hin zu einem reflexiven, klassifizierenden und kritisch evaluierenden sollte zentrales Ziel der Betrachtung der Dinge sein.⁵⁹ Bei Bacon wird die Sammlung nachgerade zum »Forschungslabor«⁶⁰ erhoben, das durch ein ständiges Wechselspiel von Induktion und Deduktion zur Erfassung neuer epistemischer Zusammenhänge befähigen soll. In diesem Labor kommt dem Ding die Aufgabe zu, bestehende Wissenssystematiken zu hinterfragen, zu differenzieren und gegebenenfalls zu revidieren. Der potenziell endlose Prozess der Erweiterung hat jedoch paradoxe Effekte, denn er läuft der Solidität und Stabilität zuwider, die die Dinge für die Episteme zu verheißen scheinen. Was entsteht, ist eine dynamische, sich stets in Bewegung befindliche Wissenskonfiguration, die auf die epistemologische Bedeutung von Zirkulationen und Passagen verweist und die Schaffung von Knotenpunkten des Wissens zur zentralen erkenntnistiftenden Aufgabe macht.

Die Bedeutung des Sehsinnes und seine zentrale Rolle für das Projekt der Aufklärung sind hinlänglich bekannt. Zu einem Zeitpunkt, zu dem

55 Vgl. Stewart 1984, S. 162–65; Stewart 1993, S. 156.

56 Böhme 2006, S. 15.

57 Vgl. Laube 2011, xii.

58 Scholz 2004, S. 17.

59 Vgl. Scholz 2004, S. 124 f.

60 Brandt 1994, S. 31.

die *visual culture* zunehmend durch neue Dinge geprägt wurde, erklärt ihn etwa Joseph Addison zum wichtigsten Sinn überhaupt, der andere Sinneserfahrungen erst ermöglicht: »Our Sight is the most perfect and most delightful of all our Senses. It fills the Mind with the largest Variety of Ideas, converses with its Objects at the greatest Distance, and continues the longest in Action without being tired or satiated with its proper Enjoyments.«⁶¹ Die reflektierte Seherfahrung wird nunmehr zur Kulturtechnik und zum epistemischen Verfahren.⁶² Über den Sehsinn kommuniziert der Verstand mit den Dingen, lässt sich von ihnen zu neuen Ideen inspirieren. Dabei ist es aber vor allem die kritische Distanz zu den Dingen, die Entrückung aus der aufdringlichen Nähe haptischer Erfahrung, die Erkenntnis verschafft und dem Ding seinen richtigen Platz in der begrifflichen Ordnung zuzuweisen vermag. John Lockes berühmte Metapher der *camera obscura*, die für die Besonderheiten visueller Wahrnehmung und Erkenntnisbildung einsteht, erklärt die körperlose, von störenden Umweltfaktoren freie Betrachtung zum obersten Desiderat. Gerade die Sinne, die den Betrachter in die Welt verwickeln, ihn affizieren und ihm ethische Haltungen abverlangen könnten, gilt es durch die Apparatur der *camera obscura* und ihre Gerichtetheit auf scheinbar objektiv erfassbare und stabile Bezugsobjekte zu unterdrücken.⁶³ Diese Form der Weltbetrachtung setzt auf eine sichere Distanz zwischen Beobachter und Beobachtetem, auf eine Unterordnung der Welt der Dinge, der *res extensae*, unter den Geist. Sie beruht zugleich auf der technologisch durchgesetzten Verweigerung einer Reziprozität des Blickes. Die Distanz, die den Beobachter zum souverän verfügenden und autonomen Subjekt, das Beobachtete gleichsam zum beherrschten und beherrschbaren Objekt werden lässt,⁶⁴ unterstellt eine Trennung bzw. Trennbarkeit von Mensch und Ding, von Geist und Körper. Es ist, wie Hartmut Böhme feststellt,⁶⁵ der Glaube an die radikale Abspaltung der Dinge und des Dinglichen vom Subjekt und die entsprechende Leugnung der hybriden Verflechtungen zwischen ihnen, die dem Phantasma der Moderne zugrunde liegt. In den zahlreichen Ausstellungsräumen des 18. Jahrhunderts, in denen die Dinge der gesellschaftlichen Zirkulation enthoben wurden, konnte der distanzierte, reflektierende und souverän über Anderes und Andere verfügende Blick probeweise eingeübt werden.

Gleichzeitig ist aber auch klar, dass die öffentliche Darbietung gesamtmelter Dinge der individuellen Selbstinszenierung und dem Begehren der

61 Addison 1982 [1712], S. 368.

62 Vgl. de Bolla 1996, S. 71.

63 Vgl. Crary 1991, S. 39.

64 Vgl. ebd., S. 34, 39.

65 Vgl. Böhme 2006, S. 74; siehe in diesem Kontext auch Gumbrecht 2004, v. a. 38–69.

Aneignung keineswegs entzogen ist.⁶⁶ Das ausgestellte, mit neuer Bedeutung umkleidete Ding hat symbolisches Kapital, das seinen Wert auf den Sammler zurückspiegelt.⁶⁷ Die zahlreichen Galerien, Sammlungen und Kabinette des 18. Jahrhunderts – etwa die Kunst- und Naturalienkammer der Francke'schen Stiftungen zu Halle, Horace Walpoles Strawberry Hill in Twickenham oder Sir Ashton Levers Holophusikon in London – offenbaren eben nicht nur eine »fremde Welt im Kleinen«;⁶⁸ in diesen »Wissenstheatern des Fremden«⁶⁹ konkretisieren sich – jenseits kulturell etablierter Wissensregimes – auch die Ordnungswünsche und Totalitätsbestrebungen des sammelnden Subjekts. »Ein gutes Subjekt ist«, so Gisela Ecker und Susanne Scholz, »wer sich im Sammeln bzw. Aneignen von den ›richtigen‹ Objekten eine Selbstordnung gibt.«⁷⁰ James Clifford zufolge ist es die Sammlung, die den exzessiven Aneignungstrieb und das unnachgiebige Besitzstreben des Sammlers in kontrolliertes, bedeutungsvolles und regelhaftes Begehren verwandelt.⁷¹ Vielleicht ist das Sammeln in der Tat als Versuch zu verstehen, der Alterität und Kontingenz einer immer dichter werdenden Dingumwelt habhaft zu werden und eine beherrschbare Dingwelt zu kreieren, die eigenen Wertgebungen und Identifikationsbedürfnissen untergeordnet werden kann.⁷² Gewiss spielt in diesem Prozess auch das Bedürfnis eine Rolle, »die Fluidität des Bewusstseins in die Solidität der Dinge«⁷³ zu transformieren.

Dort, wo die klare Trennung von Ding und Subjekt angestrebt wird und das Dingverhältnis vor allem der Nützlichkeit verpflichtet sein soll, werden sentimentale, im Verborgenen inszenierte Privatrituale vielleicht zwangsläufig als Fetischismus gebrandmarkt⁷⁴ und zum Anderen des Eigenen erklärt.⁷⁵ Die Übersemantisierung und Überschätzung von Dingen, wie sie sich im Fetischismus exemplarisch manifestiert, erfährt mit dem Beginn der Empfindsamkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen erstaunlichen Schub. Die Macht der »affektiven Dinge«,⁷⁶ der Dinge also, die zur Steigerung von Affekt und Emotion eingesetzt werden, zeigt sich nun gerade darin, dass sie nicht länger als »Stellvertreter«⁷⁷ figurieren, sondern

66 Vgl. Bal 1994, S. 100.

67 Vgl. Pomian 1994, S. 125.

68 Scholz 2004, S. 135.

69 Laube 2009, S. 358.

70 Ecker/Scholz 2000, S. 10.

71 Vgl. Clifford 1988, S. 218.

72 Vgl. Bal 1994, S. 104.

73 Csikszentmihalyi 2010, S. 30.

74 Vgl. Clifford 1988, S. 219.

75 Vgl. Böhme 2006; siehe auch Susan Stewart: »The boundary between collection and fetishism is mediated by classification and display in tension with accumulation and secrecy.« (Stewart 1984, S. 163)

76 Vgl. Adamowsky et al. 2011.

77 Holm/Oesterle 2011, S. 14.

in ihrer – gleichzeitig symbolisch überfrachteten und semantisch nicht einholbaren – Materialität eine »erfüllte«⁷⁸ Abwesenheit signalisieren und gerade deshalb eine Neubestimmung des Verhältnisses von Subjekt und Objekt einfordern. Bei diesem Dinggebrauch geht es gar nicht länger darum, Distanz zu wahren, sondern darum, sich von den Dingen berühren, faszinieren und verwickeln zu lassen, ja ihnen, wie Bourdieu argumentiert, eine Eigendynamik und emotionale Wirkmacht zuzusprechen, die eigentlich in den mentalen Prozessen des Subjekts selbst zu verorten sind.⁷⁹ Die Dialektik von Anerkennung und Verdrängung und das damit einhergehende, offene Spiel von Umbesetzung und Vertauschung entlässt das Subjekt zumindest vordergründig aus der Verantwortung für seine Phantasien, Imaginationen und Gefühle. Die Fetischisierung fremder Dinge legt daher nicht zuletzt die Unzulänglichkeiten, Ambivalenzen und Instabilitäten kulturell etablierter Ordnungen frei.

4. Subjektkonstitution, soziale Praktiken und fremde Dinge

Gerade die scheinbar so banalen, alltäglichen Dinge haben das Zeug, neues Licht auf herkömmliche Vorstellungen von Wissen, Aufklärung und modernem Subjekt zu werfen.⁸⁰ Subjektkonstitution und sozialer Status in der sich herausbildenden Konsumgesellschaft, dies hat Susanne Scholz gezeigt,⁸¹ waren aufs Engste geknüpft an den Besitz und die kreative Aneignung von Dingen, insbesondere von bislang unbekannten Dingen aus der Ferne.⁸² Die neu entstehenden Tee- und Kaffeehäuser, die *brandy houses*, Clubs, Theater, Lustgärten und Parks, die sich im 18. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreuten, boten eine ideale Kulisse für derartige Selbststilisierungen im sozialen Kontext, in dem der Blick der Anderen immer schon als subjektkonstitutiv mitgedacht wird. Fremde, neuartige Dinge werden nunmehr zur zentralen Requisite des modernen Subjekts, dessen Selbstwert und soziale Stellung sich auch an der Dingökonomie bemessen. In der greifbaren Präsenz der fremden Dinge manifestieren sich nicht nur ökonomische Werte, sondern auch Symbole, gesellschaftliche Autorität, Geschmack, Identifikationsformen, Imaginationen und Phantasien.⁸³ Die Aneignung der Dinge öffnet ein breites Experimentierfeld des kreativen Gebrauchs, der für das Subjekt, wie Böhme herausstellt, auch »stützende und schützende Funktionen [übernimmt], die das narzisstische

78 Koschorke 1999, S. 140.

79 Bourdieu 1998, S. 165.

80 Vgl. Böhme 2006.

81 Vgl. Scholz 2004.

82 Siehe auch Clifford 1988, S. 217.

83 Vgl. Appadurai 2006.

Selbstwertgefühl balancieren«. ⁸⁴ Über die souverän trainierte Einbindung von Dingen in Praktiken der Selbststilisierung wurden Bedingungen der sozialen Inklusion und Exklusion ausgehandelt ⁸⁵ und neue Formen einer »fashionable sociability« ⁸⁶ erspielt. Man denke hier nur an die »Lorenzo-Dose«, eine eigentlich recht einfache, gar armselige Schnupftabakdose, die, inspiriert von Laurence Sternes *Sentimental Journey* (1768) und seinem Bettelmönch Lorenzo, neuen Formen einer »sentimentalen« Sozialität den Weg bereitere und »fremde wie eigene, fiktive wie reale Kommunikationsakte« ⁸⁷ über die Grenzen von Großbritannien hinweg prägte.

Vor allem die kreative Verfügung über Dinge fremder Herkunft eröffnete die Möglichkeit, kulturelle Überlegenheit gegenüber einer metonymisch präsenten, aber verdinglichten fremden Welt zu demonstrieren – ohne den kolonialen Anderen als potenziell gleichberechtigtes Subjekt berücksichtigen zu müssen. ⁸⁸ Dieser Befund gewinnt im Zeichen der vorherrschenden empiristischen Epistemologie, der zufolge sich der menschliche Selbstbezug vor allem über das Bewusstsein konstituiert und sich Subjektivität durch Abgrenzungen von Materie zu stabilisieren hat, besondere Brisanz. So soll der souveräne Umgang mit den Dingen dem Subjekt »einen Zugang zur Welt [eröffnen], durch den es sich seiner »Modernität« bzw. Souveränität gegenüber [...] der Welt versichern kann«. ⁸⁹

Dass die in soziale Praktiken eingebundenen fremden Dinge auf vielfältige Weise zur individuellen und kollektiven Selbstdarstellung, zur Inszenierung eines souveränen Subjekts beitrugen, zeigt die englische Teezeremonie in besonders eingängiger Weise. ⁹⁰ Im Laufe des 18. Jahrhunderts erfuhr Tee in Großbritannien auch aufgrund des Aufschwungs der East India Company eine ungeahnte Popularität. ⁹¹ Tee avancierte nunmehr zum Lieblingsgetränk der Briten, das dem bis dahin so geschätzten Kaffee den Rang streitig machte. Von Katharina von Braganza aus Spanien im Jahre 1662 an den englischen Hof gebracht, war Tee von Anfang an eng mit Vorstellungen eines verfeinerten Geschmacks und einer neuen, kultivierten Häuslichkeit verwoben. Tee und das Teeritual, ein dichtes Gewebe visueller, haptischer, geschmacklicher und semantischer Erfahrungen, konnten im Laufe des 18. Jahrhunderts vor allem deshalb so populär werden, weil sie zunehmend mit symbolischer Bedeutung aufgeladen wurden. Insbesondere der aufsteigenden Mittelschicht boten sie Gelegenheit, ihre sozialen Geltungsansprüche sichtbar zu machen

84 Böhme 2006, S. 351.

85 Vgl. Bosch 2010, S. 9.

86 Clark 2000, S. 192.

87 Holm 2011, S. 250.

88 Vgl. Scholz 2004, S. 55 f.

89 Ebd., S. 35.

90 Ich danke Gesa Stedman für wichtige Hinweise zum Thema Tee.

91 Vgl. Walvin 1997, S. 23.

und mit sozialen Konfigurationen von Klasse, Identität, Alterität und Gender metaphorisch zu experimentieren. Im Teeritual, das eine regelrechte Fülle exotischer Dinge ihre Aufwartung machen ließ, offenbarte sich ein reflektiertes Spiel mit symbolischem Kapital. Seine fremde, exotische Herkunft wurde in diesem Spiel zum metaphorischen Kristallisationspunkt für Aneignungsphantasien, die eng mit dem imperialen *self-fashioning* der Briten verkoppelt waren. In der ritualisierten Zubereitung des Tees und der sorgfältig eingeübten Handhabung des kostbaren Porzellans, das ab dem späten 18. Jahrhundert oftmals mit Darstellungen imaginativer chinesischer Landschaften verziert war, konnte die englische Lady souverän über eine fremde Welt verfügen,⁹² die in ihrer Alterität ebenso begehrt wie gefürchtet wurde. Die von Josiah Wedgwood hergestellten schwarzen Teekessel wiederum boten eine ideale Dingkulisse, um die gebleichten Hände der englischen Lady effektiv zur Geltung zu bringen⁹³ und hierarchische Distinktion zwischen Schwarz und Weiß zu markieren.

Der ritualisierte Prozess des Teerituals, der auch einen Selbstdisziplinierungsakt des weiblichen Körpers darstellt, domestiziert im Modus des performativen Als-ob kulturell Anderes, lässt es zumindest in der Phantasie dingfest und zu einem Teil einer ebenso exklusiven wie expansiven britischen Häuslichkeit werden. Dieses Ritual wird möglich durch den semantischen Überschuss an fremden Dingen, ihre sinnliche Anmutung und die ihnen anhaftende Ausstrahlung, die sich für stimulierende Selbstinszenierungen und Erlebensformen im Bereich der Ding-Subjekt-Konfiguration anbieten. Der Prozess der symbolischen Eingliederung, ja Einverleibung, fremder Dinge ist auch als Versuch zu verstehen, die Kolonien den Konsum- und Stilisierungsbedürfnissen der Metropole unterzuordnen, sie buchstäblich zum ›Vermögen‹ des imperialen Zentrums zu machen. Die politisch prekären Folgen solcher Kommodifizierungsstrategien, die auf rigiden binären Kontrastierungen gründen, veranschaulicht der Umgang mit schwarzen Sklaven in aller Deutlichkeit (an die der Zucker auf dem englischen Teetisch zumindest metonymisch erinnert). In den Bereich der Dinghaftigkeit gedrängt und für die globale Warenökonomie verfügbar gemacht, werden Sklaven der Erniedrigung der gewalttätigen Ausbeutung und Konsumtion unterworfen.⁹⁴ Zugleich werden sie in den imperialen Zentren Europas zu begehrten Statussymbolen von Gesellschaften, die ihr Selbstverständnis, ihre Macht und ihren Reichtum fast obsessiv über die Schaffung und Aneignung von Exotika zur Schau stellen.

Das Dingverhältnis birgt neue Gefahren, nämlich dann, wenn Ding-Praktiken einen Eigensinn entfalten, der die Souveränität und Autonomie

92 Vgl. Scholz 2004, S. 7; Kowaleski-Wallace 1997, S. 59.

93 Vgl. Walvin 1997, S. 29.

94 Vgl. Mbembe 2014, S. 14.

des Subjekts aufs Spiel setzt. Denn dass Rituale, die darauf zielen, Dinge ebenso wie das Ich in Szene zu bringen, die Grenzen zwischen Subjekt und Objekt, zwischen menschlichen und dinglichen Aktanten prekär werden lassen, liegt auf der Hand. Alexander Popes komisches Epos *The Rape of the Lock* (1712) steht auch gerade deswegen exemplarisch für die Ambivalenzen im Umgang mit den Dingen ein, weil es nicht nur die Macht der Dinge und des neuen exotischen Luxus vorführt. Vielmehr demonstriert es, welche Macht die Dinge über Menschen, ihre Begehrensstrukturen und Handlungen haben, wenn diese den (falschen) Schein der Dinge nicht durchschauen. Die Handlungsmacht der Dinge zeigt sich gerade darin, dass sie aus dem besitzenden Subjekt ein besessenes werden lassen und Subjektsein in Selbstverdinglichung umschlägt. So erprobt *The Rape of the Lock* ja eine regelrechte »Inversion der Perspektive«,⁹⁵ die sich nunmehr nicht länger vom Subjekt zum Objekt, sondern vom Objekt zum Subjekt vollzieht. Es sind die Dinge, die nunmehr das Sagen haben und die an die Stelle verloren gesagter Subjektivität, Innerlichkeit und Werte treten.

Der Selbstverzauberung des aufgeklärten Subjekts, das sich durch den souveränen Umgang mit den Dingen seine Modernität erspielt, stehen offenbar die Stör- und Irritationspotenziale des Dingegebrauchs gegenüber, insbesondere die der Kommodifizierung, Oberflächlichkeit und »Selbstvermarktung«.⁹⁶ Bruno Latour hat darauf hingewiesen, dass Dinge weniger als leblose Objekte zu verstehen sind, von denen sich das Subjekt einfach absetzen kann; vielmehr seien Dinge (widerständiger) Teil sozialer Praktiken bzw. Netzwerke, die sie erst zu Objekten werden lassen.⁹⁷ Der Eigensinn der Dinge, ihre »obdurate objecthood«⁹⁸ und *agency* unterlaufen einfache Dichotomien von Subjekt und Objekt, von Materie und Geist, von Kultur und Natur. Was entsteht, ist ein Netzwerk, an dem menschliche und dingliche Aktanten gleichermaßen partizipieren. Die Zirkulation von Dingen bringt neue Kollektive hervor, und die Netzwerke menschlicher und dinglicher Aktanten eröffnen mehrsinnige Assoziierungsketten und Handlungsoptionen. Die zahlreichen belebten Dinge, die in der Literatur der Zeit ein unheimliches Eigenleben entfalten und die Subjekte in komplexe, undurchdringliche Beziehungen verwickeln, die seufzenden Krüge und laufenden Tonkessel in Alexander Popes »Cave of Spleen«, aber auch die neu aufkommende Vorliebe für Puppen, Automaten und Wachfiguren aller Art verdeutlichen, wie fließend die Grenzen zwischen Mensch und Ding geworden sind. Diese ungebändigten Dinge, die einen merkwürdigen Eigensinn annehmen, versinnbildlichen auch die Ängste und inneren Spannungen

95 Holm/Oesterle 2011, S. 13.

96 Scholz 2004, S. 20.

97 Vgl. Latour 1991; Böhme 2006.

98 Daston 2004, S. 11.

einer Gesellschaft, in der die fremden Dinge vielleicht doch die Herrschaft übernehmen könnten; einer Welt, in der die Dinge – um den Schriftsteller und ehemaligen Direktor der Herzog August Bibliothek, Erhart Kästner, zu zitieren – möglicherweise den »Aufstand« proben könnten.⁹⁹ Dass diese belebten Dinge die Autonomie des Subjekts untergraben und dem Subjekt neue Positionen und ethische Haltungen abverlangen, liegt auf der Hand. Sich von den Dingen, ihrer Präsenz und Aura affizieren zu lassen, sich von ihnen ins Staunen versetzen und in Grenzen verweisen zu lassen heißt auch, Solidarität mit Nicht-Humanem zu entwickeln.

5. Repräsentation fremder Dinge: Diskursivierung von Präsenz und Evidenz

Wenn die Dinge einerseits den Blick auf die Materialität von Wissenskonfigurationen, Identitätsformationen und Konsumformen lenken, sensibilisieren sie andererseits für die Grenzen des Materiellen und dessen spannungsreiches Zusammenspiel mit dem Diskursiven. Prozesse der Repräsentation und Diskursivierung sind zumeist Bedingung dafür, dass fremde Dinge zu epistemischen Dingen werden können. Repräsentationen fremder Dinge beschränken sich nicht auf simple Mimesis, sondern basieren auf symbolischen Transformationen und ästhetischen Konfigurationen, die das Ding zur Sprache kommen lassen, es lesbar und für die individuelle und kollektive Selbststilisierung verfügbar machen. Die Frage nach der Präsenz fremder Dinge kann daher kaum losgelöst von Repräsentations- und Diskursivierungsprozessen, sei es in Literatur, bildender Kunst oder Theater, betrachtet werden, die die Beziehungsgeflechte zwischen fremdem Ding, Subjekt und Wissensordnungen ausloten und ihrerseits kreieren. Repräsentation, so konstatiert Louis Marin,¹⁰⁰ ist als Versuch zu verstehen, Abwesendes präsent zu machen und dessen Verlust durch medial zu erzeugende Präsenzeffekte zu kompensieren. Was daher besonders interessiert, sind die medialen Verfahrensweisen und Translationsprozesse, die in den Künsten eingesetzt werden, um die Präsenz fremder Dinge zu suggerieren.

Im spielerischen Modus des Als-ob werden in der Literatur der Zeit fremde Dinge mit Bedeutung, Aura, Wissen und Emotion aufgeladen; sie werden animiert, probeweise neu arrangiert und transformiert. Gerade im fortlaufenden Transformationsprozess der scheinbar so sperrigen, immobilen Dinge scheint ein wesentlicher Reiz des frühen Romans zu liegen. Schließlich ist es im Medium der Fiktion, in dem diese Dinge spielerisch

⁹⁹ Zitiert nach Böhme 2006, S. 45.

¹⁰⁰ Vgl. Marin 2001, S. 311; vgl. auch Nancy 1993, S. 4.

zum Leben erweckt werden können, in dem sie Grenzen zwischen Epochen und Kulturen mühelos passieren und mit immer neuen Wertigkeiten umkleidet werden können. Die zahlreichen *it-narratives* des Jahrhunderts, die Münzen, Korkenzieher, Westen und Kutschen zu zentralen Protagonisten machen und ihnen eine Stimme verleihen, zeigen exemplarisch, wie groß das Bedürfnis war, das seltsame Eigenleben der Dinge zu erkunden, ihre Bedeutung zu ermessen und die Grenzen zwischen Humanem und Nicht-Humanem auszuloten.¹⁰¹ Die grenzenlose Potenzialität der Konsumkultur scheint in dem endlosen Transformationspotenzial der Fiktion eine zauberhafte Entsprechung zu finden.

Umgekehrt werden Formen der Subjektivität und Interiorität im Roman des 18. Jahrhunderts vermehrt in ihrer Relationalität zu den Dingen imaginiert. Die insbesondere durch den realistischen Roman geleistete Transformation der flüchtigen Instabilität individueller Bewusstseinserfahrungen in die Ordnung einer mehr oder weniger linearen, oftmals teleologisch strukturierten Geschichte verleiht dem Subjekt die Solidität eines klar umgrenzten, beherrschbaren und mit sich identischen Objekts – eines Objekts, das gleichwohl psychologische Tiefe beanspruchen kann.¹⁰² Was in der Literatur entsteht, ist daher keine Abbildung des Dings, sondern ein ästhetisiertes Netzwerk, eine Assemblage von Ding und Subjekt, das maßgeblich an der Herausbildung neuer Formen von Subjektivität teilhat. Dieses Subjekt behauptet sich, seine Individualität und Autorität auch durch symbolische Wertgebungen und -transformationen der es umgebenden Dinge,¹⁰³ die die Grenzen zwischen Subjekt und Objekt, Humanem und Nicht-Humanem, Eigenem und Fremdem immer wieder aufs Neue festlegen.

Es ist aber auch klar, dass sich das Wissen der Dinge, ihre Eigenlogik und ihr Eigensinn kaum dingfest machen lassen; die Schaffung immer neuer, schillernder Begrifflichkeiten legt davon ebenso Zeugnis ab wie die zahlreichen – bald faszinierten, bald verstörten – bildlichen Dingphantasien, etwa in den Graphiken von William Hogarth. Die Literatur des 18. Jahrhunderts macht immer wieder erfahrbar, dass es vor allem der ästhetisierende Blick auf die fremden Dinge ist, der »das Unerschöpfliche der Dinge«¹⁰⁴ freilegt. Schon Roland Barthes' Überlegungen zu einer »Semantik des Objekts« verdeutlichen, dass Dinge nicht auf ihre instrumentellen Funktionen reduziert werden können, da kein »Objekt« »frei von einem gewissen Funktionszusatz, einer leichten Emphase« ist.¹⁰⁵ Der Eigensinn der fremden Dinge,

101 Vgl. Blackwell 2007, S. 10.

102 Vgl. Park 2009, xvii.

103 Vgl. Stewart 1993; Bal 1994.

104 Holm/Oesterle 2011, S. 11.

105 Barthes 1988, S. 191.

ihre ›thingness‹ bzw. »obdurate objecthood«,¹⁰⁶ manifestiert sich nicht nur in den ästhetisch überbordenden, aber topisch eigentlich unbedeutsamen, realistischen Detailbeschreibungen. Er wird auch erfahrbar in der Schaffung neuer, schillernder Begrifflichkeiten, die jeder narrativen Ökonomie – und allen von der Royal Society aufgestellten Regeln zur Wortverwendung – widerspricht. Eine solcherart ästhetisch aufgeladene Dinghaftigkeit zeugt ebenso von einer Faszination von fremden, auratischen Dingen wie von der Unmöglichkeit, ihre Wertigkeiten in eindeutig lesbare Zeichen zu verwandeln. Die detailreichen Beschreibungen, die ständigen Wiederholungen und die fast obsessive Rückkehr zu den immer gleichen, aber doch fremd bleibenden Dingen, sei es in Daniel Defoes *Robinson Crusoe* (1719) und *Moll Flanders* (1722), Popes *The Rape of the Lock* (1712), Soame Jenyns *The Art of Dancing* (1729), James Ralphs *Clarinda, Or the Fair Libertine* (1729), Frances Burneys *Cecilia* (1782) oder in Horrace Walpoles *The Castle of Otranto* (1764), bleiben diskursive Annäherungen an eine sperrige, kaum fügsam zu machende Materialität. Das heikle, fast zwanghafte Unterfangen, die Dinge einer fremden Welt zu benennen, generiert vielfältige Spannungen zwischen »Sinn- und Präsenzeffekten«,¹⁰⁷ die auf die Singularität einer fremd bleibenden Materialität verweisen. Aphra Behns *Oroonoko; or The Royal Slave* aus dem Jahr 1688, eine Novelle, in der ökonomische, ästhetische und religiöse Diskurse vielschichtige Verbindungen eingehen, dokumentiert in immer neuen Wortschöpfungen die »unconceivable wonders«¹⁰⁸ der kolonialen Welt. Diese Dinge werden gerade dadurch zu »unconceivable wonders«, dass sie etablierte Begriffssysteme an ihre diskursiven Grenzen stoßen lassen und etablierte Ordnungserwartungen abweisen. Die Beschreibungen dieser eigentlich unbeschreiblichen Dinge stellen auch einen Versuch dar, die Fremdheit dieser Welt imaginativ zu bewältigen, eine Fremdheit, die offenbar nicht getilgt werden kann, ja im Spiel der Fiktion nicht getilgt werden darf, die vielleicht aber diskursiv doch erfahrbar gemacht werden kann. Es ist auch die Erfahrung der diskursiven Grenzen, die den widerspenstigen Eigensinn fremder Dinge freilegt und an die affektive Präsenz der Materialität rührt.

6. Marktordnungen: Der Wert fremder Dinge

Die Konsumkultur avanciert im 18. Jahrhundert zu einem zentralen Ausdrucksfeld der ökonomischen und affektiven Handlungsressourcen von Gesellschaften, in dem Identifikationsmuster und ökonomische Interessen vielschichtige Verbindungen eingehen. Der Wert fremder Dinge bemisst

106 Vgl. Daston 2004.

107 Gumbrecht 2004, S. 34.

108 Behn 1992 [1688], S. 75.

sich in der entstehenden Konsumgesellschaft des 18. Jahrhunderts weniger an ihrem Gebrauchswert als an ihrem Tauschwert, d. h. an ihrer Integration in die Dynamik der Warenzirkulation und ihrer Ausrichtung auf besitzende Subjekte.¹⁰⁹ Erst marktökonomische Akte der Sichtbarmachung, auch in Form neu entstehender Werbetechniken, sowie dazugehörige Prozesse des kreativen Konsumverhaltens machen aus bestimmten Gütern begehrten Dinge von Wert, die es erlauben, Bedeutungen, Identifikationsformen und Phantasien zu kommunizieren. Die kunstvollen *trade-cards* und Kataloge von Juwelieren, Spielzeugfabrikanten und Porzellanhändlern, ihrerseits aufwändig gestaltete Artefakte, zeigen eine überbordende Dingwelt, die vor allem darauf zielt, individuelles Begehren zu wecken.¹¹⁰ Vorangetrieben wurde diese Entwicklung durch das neu strukturierte Finanz- und Bankwesen, das »Geld borgen und Kredit geben [...] über soziale Grenzen hinweg«¹¹¹ fest im Alltag verankerte.

Die zunehmende Verbreitung fremder Dinge im 18. Jahrhundert ging mit einer Umwertung der Interessen, Motive und Begierden des ökonomischen Menschen einher, die, wie u. a. bereits Albert O. Hirschman zeigte,¹¹² in einer zunehmenden Entmoralisierung von Konsum und Legitimierung des Gewinnstrebens mündete. Wurde das Gewinnstreben ehemals als Form einer unkontrollierbaren Habgier, als Leidenschaft und lasterhafte Begierde gebrandmarkt, so wird es in etlichen Sozialtheorien des 18. Jahrhunderts aus der christlichen Morallehre gelöst und als ein im Großen und Ganzen nutzbringendes Interesse verstanden. Das Eigeninteresse und Streben nach Gewinnmaximierung werden nunmehr sogar zu zentralen Angelpunkten nicht nur für ökonomische, sondern auch für soziale Ordnungen des 18. Jahrhunderts. Dies ist möglich, weil Eigeninteresse und Moral nicht länger als Gegensätze angesehen werden; vielmehr werden dem Eigeninteresse positive und gesellschaftlich stabilisierende Effekte zugesprochen. Das eigentlich gesetzlose Eigeninteresse, so die Grundprämisse der Moralphilosophie des 18. Jahrhunderts, folgt in seiner sozialen Gegenseitigkeit einer funktionalen Gesetzmäßigkeit und kann so – ungewollt und unbeabsichtigt – dem Allgemeinwohl dienen. Denn wer seine Eigeninteressen verfolgt, kommt vielleicht »zwangsläufig zum Handel und Austausch mit anderen, er kommuniziert mit seinen Neigungen und bringt damit überhaupt soziale Gesetzmäßigkeit hervor«,¹¹³ Adam Smith' Vorstellung einer »unsichtbaren Hand«,¹¹⁴ die die Volkswirtschaft dirigiert und optimiert, ist deutlicher

109 Vgl. Bosch 2010, S. 32.

110 Vgl. Berg 1999, S. 70.

111 Kocka 2013, S. 71.

112 Vgl. Hirschman 1977.

113 Vogl 2010, S. 36.

114 Vgl. Smith 1766.

Ausdruck dieser nahezu entmoralisierten »Ordnungsbehauptung«¹¹⁵ der Marktökonomie. Innerhalb dieser Ordnung werden Subjekte vor allem über ihre unersättlichen und unstillbaren Bedürfnisse definiert; sie werden nachgerade zu dinghaften »Automaten des Begehrens [...], die notwendig wollen (müssen), was sie nicht bekommen«.¹¹⁶

Wenn im 18. Jahrhundert über Märkte und Wirtschaftsordnungen reflektiert wird, so betrifft diese Reflexion nicht allein das Verhältnis von Preisen, Waren und Zahlungen, sondern auch die Bedeutung des Handels und Warenverkehrs für interkulturelle Beziehungen. Internationale Handelsbeziehungen und der Austausch fremder Dinge wurden im 18. Jahrhundert als Modell für eine Ordnung auch zwischen den Nationen konzipiert. Gerade weil sich die Beziehungen zwischen Menschen und zwischen Kulturen in der Zirkulation von Waren und Geld harmonisieren,¹¹⁷ wird der Markt im 18. Jahrhundert zu einem »Ort von sozialer Ordnung schlechthin«,¹¹⁸ also zu einem Ort, der Eigeninteresse, Gier und Konkurrenzverhalten idealerweise zu disziplinieren und in einen sozial strukturierten Zusammenhang einzufügen vermag. Dabei trafen bei der Diskussion um den Import fremder Dinge wiederum zwei diametral entgegengesetzte Haltungen aufeinander: Einerseits wurde der Handel zwischen den Nationen als Instrument zur Überwindung von Konflikten zwischen den handeltreibenden Völkern sowie als Motor zur »Zivilisierung« fremder Kulturen und Etablierung einer Weltgemeinschaft gepriesen.¹¹⁹ Im Zeichen der Aufklärung feierte etwa Montesquieu den Handel zwischen Nationen, den sogenannten »doux commerce«, als zivilisationsbringende Kraft, die Antagonismen besänftigen, Sitten verfeinern und Fortschritt erleichtern könne. Zahlreiche andere Ökonomen und Philosophen, wie Bernard Mandeville, David Hume, Condorcet und Thomas Paine, teilten diese Ansicht und versahen den Handel mit positiven Werten, allen voran von Freiheit, Wohlstand, Fortschritt und Frieden.¹²⁰ Apologeten des Imperialismus, so zum Beispiel John Locke, Joseph Addison und Alexander Pope, stießen in dasselbe Horn. Sie legitimierten die (gewaltsame) Aneignung fremder, aus den Kolonien stammender Ressourcen als friedlichen und rational geregelten Austausch, der im Zeichen der Aufklärung stand und dem Wohle aller diene. Andererseits wurde der Konsum fremder Dinge als für die heimische Wirtschaft und Moralordnung schädlicher Einfluss gebrandmarkt. Die Gründung der »Anti-Gallican Association« in Großbritannien (1745), die

115 Vogl 2010, S. 39.

116 Ebd., S. 44.

117 Vgl. ebd., S. 51.

118 Ebd., S. 45.

119 Vgl. Muthu 2012, S. 200.

120 Vgl. Kocka 2013, S. 73.

heimische Produkte zu fördern und den Import französischer Ware zu verhindern sucht, ist deutliche Manifestation dieser neuen Verbindung von Konsum und Patriotismus. Vor allem ab Mitte des 18. Jahrhunderts wird zunehmend Kritik am Import und Konsum exotischer Luxusgüter artikuliert. Die vermehrte Verbreitung fremder, auch kolonialer Güter wird als Ausdruck von Dekadenz, Luxussucht und Verweiblichung und folglich als Bedrohung für die soziale, politische und moralische Ordnung gedeutet.¹²¹ Heimische Fabrikanten versuchen sich nunmehr in immer größerer Zahl in der Imitation fremder Importe. Diese Imitationen sind ihrerseits transformative und kreative Prozesse, die der Erfindung einer ganzen Fülle neuer Dinge den Weg bereiteten.¹²²

Dass die entstehende Marktordnung und die Akte der Sichtbarmachung von Wert allerdings vielfältige Strategien der Invisibilisierung voraussetzen und nach sich ziehen, liegt auf der Hand. Man denke nur an die Baumwollproduktion oder die Erzeugung von Zucker auf den karibischen Plantagen, die unzählige Akteure an verschiedensten Orten gewaltsam der Dynamik europäischer Märkte und Konsumbedürfnisse unterwarfen. Zucker, eine der exotischen »Früchte des Empire«,¹²³ wurde im 18. Jahrhundert immerhin zu einem zentralen Faktor der in Europa einsetzenden Industrialisierungsprozesse, der ökonomische und soziale Konfigurationen nachhaltig veränderte. Nicht nur war die Produktion von Zucker mit großen Profiten verbunden; auch versorgte sein Konsum Arbeiter überall in Europa mit der notwendigen Energie, um den neuen Bedingungen und Herausforderungen einer zunehmend kompetitiven und zweckrational strukturierten Arbeitswelt gerecht zu werden. Auf dem heimischen Tisch machte Zucker metonymisch die »süße« Präsenz der Kolonien erfahrbar, verschleierte aber gleichzeitig die gewaltsamen Produktionsbedingungen. Der europäische Imperialismus, einschließlich des Sklavenhandels, der Sklaverei und Enteignung, gehören zum Kern der neu entstehenden, zunehmend global strukturierten Marktordnung sowie der zunehmenden Verbreitung fremder Dinge.¹²⁴ Andererseits ist aber auch klar, dass die Etablierung dieser Ordnung nicht in der Affirmation imperialer Ideologien aufgeht. Es gehört wohl zu den Widersprüchen der Aufklärung und ihrer Handelsökonomien, dass Aufklärer und Abolitionismus-Aktivist*innen, wie etwa William Fox, Thomas Clarkson oder Denis Diderot, explizite Kritik am Kolonialismus übten und viel daransetzten, der Invisibilisierung von Ausbeutung und Unterdrückung, z. B. durch den Aufruf zum Boykott von Zucker, entgegenzuarbeiten.

121 Vgl. Muthu 2012, S. 206.

122 Vgl. Berg 1999, S. 82.

123 Vgl. Walvin 1997.

124 Vgl. Kocka 2013, S. 47.

Beim Konsum fremder Dinge, von Tee, Kaffee, Zucker, Schokolade bis zu Seide oder Porzellan, überlagern sich Aneignungsfantasien, Identifikations- und Distinktionsbedürfnisse. Laura Brown und Elizabeth Kowaleski-Wallace haben gezeigt, dass es in England immer wieder die englische Lady ist, an der die Ambivalenzen und moralischen Fallstricke des Konsums durchgespielt werden.¹²⁵ In der Literatur der Zeit scheint sie fast hinter den schönen Dingen fremder Herkunft zu verschwinden. In einer berühmt gewordenen Passage aus dem *Spectator* beschreibt Addison die modebewusste Frau als von Kopf bis Fuß mit Dingen fremder Herkunft geschmückt: »The Muff and the Fan come together from the different Ends of the Earth. The Scarf is sent from the Torrid Zone, and the Tippet from beneath the Pole. The Brocade Petticoat rises out of the Mines of Peru, and the Diamond Necklace out of the Bowels of Indostan.«¹²⁶ Zwar wird die Frau damit zum Inbegriff des privaten Lasters – von George Berkeley gar als »public enemy«¹²⁷ und von Jonathan Swift als »poisonous, devouring serpent«¹²⁸ diskreditiert. Gleichzeitig sind es aber eben diese Laster – dies führt Bernard Mandeville in seiner berühmt gewordenen Schrift *The Fable of the Bees* eingängig aus –, die die Wirtschaft in Gang halten: »[A] considerable Portion of what the Prosperity of *London* and Trade in general, and consequently the Honour, Strength, Safety, and all the worldly Interest of the Nation, consist in, depends entirely on the Deceit and vile Stratagems of Women.«¹²⁹ »Private vices – publick benefits« – so lautet hiernach die Formel. So mochte der Einzelne zwar für den demonstrativen Konsum von Luxusgütern kritisiert werden. Indes, so argumentierten zahlreiche Ökonomen, beförderten gerade die persönlichen Begierden die Wirtschaft und erwiesen sich im marktwirtschaftlichen Kontext als öffentliche Wohltat. Der Grat zwischen akzeptablem und schädlichem Konsumverhalten war demnach ausgesprochen schmal. Während die destabilisierenden, moralisch korrumpierenden Folgen einer ungebändigten Kauflust und Luxussucht vor allem Frauen zugeschrieben wurden, wurde das richtige Konsumverhalten, nämlich der gemäßigte Konsum von heimischen, nationalen Produkten, zum Ausdruck einer patriotischen männlichen Identität deklariert. Frauen wurden damit selbst mehr und mehr in den Bereich der fremden, begehrenswerten und sinnlich-materiellen Dinge gedrängt; ihr schöner Schein, ihre körperliche Präsenz und ihr Ding-Vermögen symbolisieren vor allem die Souveränität, Freiheit und ökonomische Macht der Männer. Zweifelsohne: Fremde Dinge erfüllen für Subjekte und Gesellschaften zentrale Konsti-

125 Vgl. Brown 1993; Kowaleski-Wallace 1997.

126 Addison, *The Spectator*, 1711, S. 69; vgl. auch Brown 1993, S. 134.

127 Berkeley 1953, S. 117.

128 Swift 1765, S. 268.

129 Mandeville 1970 [1714], S. 238.

tutionseffekte, sie sorgen für neue Affektbindungen, Formen des Sozialen und Identifikationsmuster. Die soziale, epistemische und affektive Macht der Dinge anzuerkennen heißt aber auch, sich mit Prozessen der Exklusion, Invisibilisierung und Enthumanisierung auseinanderzusetzen, die von den Dingen ausgehen.

* * *

Hervorgegangen ist der Band aus der internationalen Tagung »Präsenz und Evidenz fremder Dinge im Europa des 18. Jahrhunderts«, die im September 2013 in Kooperation mit der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts in der Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel, stattfand. Dank gebührt den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Bibliothek, die die organisatorische Planung und Umsetzung der Tagung mit viel Engagement unterstützt haben. Die Herzog August Bibliothek stellte dankenswerterweise ihre Räume zur Verfügung und gewährte viele inspirierende Einblicke in ihre faszinierenden Dingwelten. Die finanzielle Unterstützung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die Universität Passau und die Deutsche Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts machte die Realisierung der Tagung überhaupt erst möglich. Der Philosophischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf danke ich für einen großzügigen Druckkostenzuschuss. Für fachlichen Rat und kollegiale Unterstützung möchte ich mich außerdem bei dem Vorstand der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts bedanken, namentlich bei Daniel Fulda, Martin Mulsow, Sylke Kaufmann, Roland Kanz und Johannes Süßmann. Iwan-Michelangelo D'Aprile und Christiane Holm danke ich für die hilfreiche Kommentierung meiner Einleitung. Mein Dank gilt außerdem Sonja Frenzel, Yvonne Kappel und Jana Borghoff, die die Beiträge mit sehr großer Sorgfalt Korrektur gelesen haben. Allen Autoren und Autorinnen sowie den Beitragenden zur Konferenz danke ich für den anregenden Austausch zum Thema, von dem ich viel lernen durfte.

Literaturverzeichnis

- Adamowsky, Natascha, Robert Felfe, Marco Formisano, Georg Toepfer und Kirsten Wagner (Hrsg.). *Affektive Dinge. Objektberührungen in Wissenschaft und Kunst*. Göttingen: Wallstein, 2001.
- Addison, Joseph. »The Pleasures of the Imagination« [1712]. *Selections from The Tatler and The Spectator*. Richard Steele und Joseph Addison. Hrsg. Angus Ross. London: Penguin, 1982. 364-406.

- Appadurai, Arjun. »Commodities and the Politics of Value«. *Interpreting Objects and Collections*. Hrsg. Susan Pearce. London/New York, NY: Routledge, 2006. 76-91.
- Bacon, Francis. *Sylva Sylvarum, or a Natural History*. In: *The Works of Francis Bacon, Lord Chancellor of England*. Hrsg. Basil Montagu. 3 Bde. Philadelphia, PA: Carey and Hart, 1841, Bd. 2, 1-137.
- Bal, Mieke. »Telling Objects. A Narrative Perspective on Collecting«. *The Cultures of Collecting*. Hrsg. John Elsner und Roger Cardinal. Cambridge: Harvard UP, 1994. 97-115.
- Barthes, Roland. *Das semiologische Abenteuer*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1988 [1985].
- Behn, Aphra. *Oroonoko, The Rover and Other Works*. London: Penguin, 1992 [1688].
- Berg, Maxine und Helen Clifford. »Introduction«. *Consumers and Luxury. Consumer Culture in Europe 1650-1850*. Hrsg. Maxine Berg und Helen Clifford. Manchester: Manchester University Press, 1999. 1-16.
- Berg, Maxine. »New commodities, luxuries and their consumers in eighteenth-century England«. *Consumers and Luxury. Consumer Culture in Europe 1650-1850*. Hrsg. Maxine Berg und Helen Clifford. Manchester: Manchester University Press, 1999. 63-87.
- Berndt, Frauke und Daniel Fulda (Hrsg.). *Die Sachen der Aufklärung*. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale. Hamburg: Meiner, 2012.
- Berndt, Frauke und Daniel Fulda. »Praxis und Programm – Die doppelte Aufklärung«. *Die Sachen der Aufklärung*. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale. Frauke Berndt und Daniel Fulda (Hrsg.). Hamburg: Meiner, 2012. XIII-XXVI.
- Blackwell, Mark. »Introduction: The It-narrative and Eighteenth-Century Thing Theory«. *The Secret Life of Things. Animals, Objects, and it-Narratives in Eighteenth-Century England*. Hrsg. Mark Blackwell. Lewisburg: Bucknell University Press, 2007. 9-14.
- Böhme, Gernot. *Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik*. Berlin: Suhrkamp, 2013.
- Böhme, Hartmut. *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2006.
- Bosch, Aida. *Konsum und Exklusion. Eine Kulturosoziologie der Dinge*. Bielefeld: transcript, 2010.
- Bourdieu, Pierre. »Die Ökonomie der symbolischen Güter«. *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Hrsg. Pierre Bourdieu. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998. 163-202.
- Brandt, Reinhard. »Das Sammeln der Erkenntnis«. *Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800*. Hrsg. Andreas Grote. Opladen: Leske und Budrich, 1994. 21-34.

- Brant, Clare. »The Progress of Knowledge in the Regions of Air? Divisions and Disciplines in Early Ballooning«. *Eighteenth-Century Studies*, 45,1 (2011): 71-86.
- Brewer, John und Roy Porter (Hrsg.). *Consumption and the World of Goods*. London: Routledge, 1993.
- Brown, Bill. »Thing Theory«. *Critical Inquiry*, 28,1 (2001): 1-22.
- Brown, Laura. *Ends of Empire: Women and Ideology in Early Eighteenth-Century English Literature*. Cornell, NY: Cornell UP, 1993.
- Clarke, Peter. *British Clubs and Societies 1580-1800: The Origins of an Associational World*. Oxford: Clarendon Press, 2000.
- Clifford, James. »On Collecting Art and Culture«. *The Predicament of Culture. Twentieth Century Ethnography, Literature, and Art*. Hrsg. James Clifford. Cambridge, MA: Harvard UP, 1988.
- Cook, James. *The Journals of Captain James Cook*. Hrsg. J. C. Beaglehole. Cambridge: Cambridge University Press, 1955-67.
- Crary, Jonathan. *Techniques of the Observer. On Vision and Modernity in the Nineteenth Century*. Cambridge, MA: MIT Press, 1991.
- Csikszentmihályi, Mihály. »Warum wir Dinge brauchen«. *Mit den Dingen leben. Zur Geschichte der Alltagsgegenstände*. Hrsg. Anke Ortlepp und Christoph Ribbat. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2010. 21-30.
- Cyclopaedia, or, An Universal Dictionary of Arts and Sciences*. London: J. and J. Knapton, 1729.
- Daston, Lorraine. »Neugierde als Empfindung und Epistemologie in der frühmodernen Wissenschaft«. *Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800*. Hrsg. Andreas Grote. Opladen: Leske und Budrich, 1994. 35-60.
- . »Introduction. Speechless«. *Things That Talk: Object Lessons from Art and Science*. Hrsg. Lorraine Daston. New York, NY: Zone Books, 2004. 9-26.
- De Bolla, Peter. »The Visibility of Visuality«. *Vision in Context. Historical and Contemporary Perspectives on Sight*. Hrsg. Teresa Brennan und Martin Jay. New York/London: Routledge, 1996. 63-82.
- De Spinoza, Baruch. *Die Ethik*. Übersetzt von Jakob Stern. Stuttgart: Reclam, 1977.
- DeLanda, Manuel. *A New Philosophy of Society. Assemblage Theory and Social Complexity*. New York: Continuum, 2006.
- Douglas, Mary und Baron Isherwood. *The World of Goods. Towards an Anthropology of Consumption*. London: Allen Lane, 1979.
- Ecker, Gisela und Susanne Scholz. »Einleitung: Umordnungen der Dinge«. *Umordnungen der Dinge*. Hrsg. Gisela Ecker und Susanne Scholz. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2000. 9-19.
- Ecker, Gisela (Hrsg.). *Dinge. Medien der Aneignung, Grenzen der Verfügung*. Königstein, Taunus: Helmer, 2002.

- Findlen, Paula. »Die Zeit vor dem Laboratorium: Die Museen und der Bereich der Wissenschaft 1550-1750«. *Macrocosmos in Microcosmo: Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450-1800*. Hrsg. Andreas Grote. Opladen: Leske und Budrich, 1994. 191-207.
- Fohrmann, Jürgen. »Medien der Präsenz – Einleitung«. *Medien der Präsenz. Museum, Bildung und Wissenschaft im 19. Jahrhundert*. Hrsg. Jürgen Fohrmann, Andrea Schütte, Wilhelm Voßkamp. Köln: DuMont, 2001. 7-10.
- Foucault, Michel. *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1971 [1966].
- Frank, Michael C. et al. (Hrsg.). *Fremde Dinge. Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, 1/2007.
- Gascoigne, John. *Joseph Banks and the English Enlightenment. Useful Knowledge and Polite Culture*. Cambridge: Cambridge University Press, 1994.
- Grote, Andreas (Hrsg.). *Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800*. Opladen: Leske und Budrich, 1994.
- Gumbrecht, Hans-Ulrich. *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2004.
- Heidegger, Martin. »Das Ding«. *Vorträge und Aufsätze*. Hrsg. Martin Heidegger. 7. Auflage. Pfullingen, 1994 [1954]. 163-86.
- Hirschman, Albert O. *The Passions and the Interests. Political Arguments for Capitalism before its Triumph*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 1977.
- Hobbes, Thomas. *Leviathan*. Hrsg. C.B. MacPherson. London: Penguin, 1985 [1651].
- Holm, Christiane. »Bewegte und bewegende Dinge. Überlegungen zur Zeitstruktur des Andenkens um 1800«. *Schläft ein Lied in allen Dingen? Romantische Dingpoetik*. Hrsg. Christiane Holm und Günter Oesterle. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011. 243-62.
- Holm, Christiane und Günter Oesterle. »Einleitung«. *Schläft ein Lied in allen Dingen? Romantische Dingpoetik*. Hrsg. Christiane Holm und Günter Oesterle. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011. 7-26.
- Husserl, Edmund. *Formale und transzendente Logik. Versuch einer Kritik der logischen Vernunft*. Den Haag: Nijhoff, 1974.
- . *Logische Untersuchungen*. VI, Bd. 2. Felix Meiner: Stuttgart, 1980.
- Jäger, Ludwig. »Geht die Zeit der Entzauberung der Evidenz zu Ende? Oder beginnt sie erst?« Ein Interview von Helmut Lethen mit Ludwig Jäger«. *Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Sehnsucht nach Evidenz*, 1 (2009): 89-94.
- Jahn, Ilse. »Sammlungen – Aneignung und Verfügbarkeit«. *Macrocosmos in Microcosmo: Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450-1800*. Hrsg. Andreas Grote. Opladen: Leske und Budrich, 1994. 475-500.

- Jessop, T.E. *The Works of George Berkley, Bishop of Cloyne*. 8 vols. London: Thomas Nelson, 1953. Vol. 6.
- Keate, George. *An Account of the Pelew Islands*. London, 1788.
- Kocka, Jürgen. *Geschichte des Kapitalismus*. München: C. H. Beck, 2013.
- Korff, Gottfried. »Sieben Fragen zu den Alltagsdingen«. *Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur*. Hrsg. Gudrun M. König. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2006. 29-43.
- Kowaleski-Wallace, Elizabeth. *Consuming Subjects. Women, Shopping, and Business in the Eighteenth Century*. New York: Columbia University Press, 1997.
- Latour, Bruno. *Nous n'avons jamais été modernes. Essai d'anthropologie symétrique*. Paris: Editions La Découverte, 1991.
- . *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Übersetzt von Gustav Roßler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2007.
- Laube, Stefan. *Von der Reliquie zum Ding. Heiliger Ort – Wunderkammer – Museum*. Berlin: Akademie, 2011.
- Lepénies, W. *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*. München et al.: Hanser, 1976.
- Mandeville, Bernard. *Fable of the Bees*. Hrsg. Philip Harth. New York: Penguin, 1970 [1714].
- Marin, Louis. *On Representation*. Hrsg. Werner Hamacher und David E. Wellbery. Übersetzt von Catherine Porter. Stanford: Stanford University Press, 2001 [1994].
- Mbembe, Achille. *Kritik der schwarzen Vernunft*. Berlin: Suhrkamp, 2014.
- McKendrick, Neil, John Brewer und John H. Plumb (Hrsg.). *The Birth of a Consumer Society. The Commercialization of Eighteenth-Century England*. Bloomington, IN: Indiana UP, 1982.
- Muthu, Sankhar. »Conquest, Commerce and Cosmopolitanism in Enlightenment Political Thought«. *Empire and Modern Political Thought*. Hrsg. Sankhar Muthu. Cambridge: Cambridge University Press, 2012. 199-231.
- Nancy, Jean-Luc. *The Birth to Presence*. Stanford: Stanford University Press, 1993.
- North, Michael. *Genuss und Glück des Lebens. Kulturkonsum im Zeitalter der Aufklärung*. Köln/Weimar et al.: Böhlau, 2003.
- Park, Julie. *The Self and It: Novel Objects in Eighteenth-Century England*. Stanford: Stanford University Press, 2009.
- Pfeiffer, K. Ludwig. »Anarchie der Wissenschaftsgeschichte oder Logik der Theoriendynamik? Von der Materialität der Kommunikation zur Medienanthropologie«. *Medienanthropologie und Medienavantgarde. Ortsbestimmungen und Grenzüberschreitungen*. Hrsg. Josef Fürnkä, Masato

- Izumi, K. Ludwig Pfeiffer und Ralf Schnell. Bielefeld: Transcript, 2005. 27-45.
- Pomian, Krzysztof. »Sammlungen – eine historische Typologie«. *Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800*. Hrsg. Andreas Grote. Opladen: Leske und Budrich, 1994. 107-26.
- Rheinberger, Hans-Jörg. *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*. Göttingen: Wallstein, 2001.
- Seel, Martin. *Ästhetik des Erscheinens*. München et al.: Hanser, 2000.
- Scholz, Susanne. *Objekte und Erzählungen. Subjektivität und kultureller Dinggebrauch im England des frühen 18. Jahrhunderts*. Königstein, Taunus: Helmer, 2004.
- Schrage, Dominik. *Die Verfügbarkeit der Dinge. Eine historische Soziologie des Konsums*. Frankfurt a. M., New York: Campus, 2009.
- Serres, Michel. *Der Parasit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1981.
- Stewart, Susan. *On Longing: Narratives of the Miniature, the Gigantic, the Souvenir, the Collection*. Durham, NC/London: Duke UP, 1993.
- Swift, Jonathan. »A Letter to the Archbishop of Dublin«. *The Works of the Reverend Dr. Jonathan Swift. Memoirs of the last years of Queen Anne's reign*. Hrsg. Jonathan Swift. Dublin: George Faulkner, 1765. 263-74.
- Thomas, Nicholas. »Licensed Curiosity: Cook's Pacific Voyages«. *The Cultures of Collecting*. Hrsg. John Elsner und Roger Cardinal. Cambridge: Harvard UP, 1994. 116-36.
- . *Entangled Objects. Exchange, Material Culture and Colonialism in the Pacific*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 1991.
- Vogl, Joseph. *Das Gespenst des Kapitals*. Zürich: diaphanes, 2010.
- Wahrman, Dror. *The Making of the Modern Self: Identity and Culture in Eighteenth-Century England*. Yale: Yale University Press, 2007.
- Walvin, James. *Fruits of Empire: Exotic Produce and British Taste, 1660-1800*. Basingstoke: Macmillan, 1997.

I Wissen fremder Dinge

ANITA TRANINGER

Wissen fremder Dinge

Das Wissen fremder Dinge im 18. Jahrhundert

Dass die Wirklichkeit aus Dingen bestünde, die der Interpretation durch einen Beobachter vorausliegen, ist eine der ältesten Konventionen westlichen Denkens (die natürlich zugleich vielfach in Frage gestellt wurde). In einem Alltagsverständnis sind es freilich gerade die Dinge, die einen stabilen Ankerpunkt der Wahrnehmung, eine wohlige Rückversicherung über die Stabilität der Welt abseits der Meinungen, Polemiken und Positionen ihrer Interpreten liefern. In der Literaturwissenschaft hat sich dies in eine wirkmächtige Position übersetzt, die gerade in der Bedeutungslosigkeit der Dinge den Hebel für die Persuasionskraft ›der‹ Gattung der bürgerlichen Moderne schlechthin, des realistischen Romans, sah. Roland Barthes konstruierte seinen *effet de réel* genau anhand der beiläufigen Erwähnung des Gegenständlichen im Erzähltext, das für nichts Anderes als die Wirklichkeit selbst einstehe. Ein Barometer, eine Kutsche oder eine Wanduhr rage gleichsam als Garant einer außertextuellen Wirklichkeit in das Narrativ herein, als Repräsentant einer Dingwelt, die in sich bedeutungslos, stumm und stabil ist. Das Bemerkenswerte an diesem ›Effekt‹ ist natürlich, dass er sich just an Dingen erweist, die in sich hoch codiert sind als Dokumente eines wissenschaftlich-technischen Fortschritts, als Garanten der Partizipation des Bürgertums am demonstrativen Konsum, kurz, als metonymische Materialisierungen bestimmter Lebensstile, Werthaltungen, Statusdemonstrationen und Aufstiegsambitionen.

Die Ursprünge der modernen Konsumgesellschaft sind vielfach im 18. Jahrhundert lokalisiert worden, war doch eine markante Zunahme der Verfügbarkeit gerade fremder Dinge zu registrieren. Doch der Begriff der Konsumgesellschaft impliziert die Erhältlichkeit von Handelsgütern, die für den Massenmarkt als identische Kopien desselben Dings verfügbar sein müssen. Diese Perspektive der multiplen Verfügbarkeit verweist umgekehrt auf die Rarität und zugleich die Unvertrautheit fremder Dinge.

Unvertrautheit kann aus historischer oder geographischer Distanz resultieren, aus Neuartigkeit oder Rarität. Insbesondere die beiden ersten Aspekte, die auf aus der Vergangenheit tradierte Dinge oder solche, die aus der Ferne importiert wurden, verweisen, implizieren oft komplexe Phänomene des Wissenstransfers. Es sind transnationale und transkulturelle Verflechtungsgeschichten, die diese Dinge erzählen bzw. die sich anhand von ihnen erzählen lassen.

In diesem Sinn erhält der Titel dieser Sektion eine doppelte Bedeutung: Das Wissen der Dinge ist einerseits das Wissen, das die Dinge binden. Es ist das Wissen, das sie in ihrem Ursprungskontext hervorgebracht hat, die Funktionen, die ihnen dort zugewiesen wurden, und die Werte, die sie zugleich konnotierten. Andererseits bleiben Dinge, die auf die Reise gehen, nicht dieselben. Im aufnehmenden Kontext werden sie in dort existierende Wissensordnungen eingereiht, es werden ihnen neue Bedeutungsschichten hinzugefügt, ihr ursprünglicher Gebrauch mag auch in Vergessenheit geraten, und oft stehen sie, als exotisch und unvertraut, selbst als Signifikate des Unvertrauten ein. Die Präsenz fremder Dinge ist immer verbunden mit Prozessen der Appropriation und Resignifizierung, gleichermaßen aber mit Ignoranz – und Vergessen.

Wenn es um das Wissen der Dinge geht, drängt sich eine Reihe von Fragen auf, auf die die Beiträge dieser Sektion ganz unterschiedlich und mit Blick auf ganz unterschiedliche Gegenstände zu antworten suchen: Welche Art von Wissen bündeln die fremden Dinge des 18. Jahrhunderts? Welche Art von Expertise ist damit verbunden? Welche Praktiken bringen dieses Wissen hervor, welche regulieren es, welche unterminieren es? Welche Protokolle der Präsentation, Dokumentation oder aber der Geheimhaltung steuern das jeweilige Umgehen mit den Dingen? Wer verfügt über welche Handlungsmacht oder *agency* in transnationalen und transkulturellen Austauschprozessen, die so oft der unabdingbare Kontext für die Aneignung fremder Dinge sind? Haben die Dinge selbst *agency*, wie die jüngeren *science studies* es vorgeschlagen haben? Was bedeutet in diesem Zusammenhang Präsenz? Geht es um physische Präsenz? Oder um mediatisierte Präsenz, Präsentation, Inszenierung – und welchen Unterschied macht das?

Das 18. Jahrhundert sieht eine rasant ansteigende Verfügbarkeit fremder Dinge, doch erweisen die Beiträge dieser Sektion, dass der Begriff des Fremden relational aufzufassen ist: Was als ›fremd‹ zu gelten hat, wird jeweils in Bezug auf ein bestimmtes Problem neu codiert. Der Fokus liegt auf menschlichen Artefakten, die mit Bedeutung aufgeladen werden, und zwar gerade dann, wenn sie in neue Kontexte transferiert werden. Das ist der Fall, wenn in der Fremde gewonnene Substanzen in die alchemischen Praktiken an europäischen Höfen eingespeist werden; wenn Fragmente antiker Marmorstatuen die Wahrheit über die Antike enthüllen sollen; wenn Kaffee als Genussmittel in Europa zur Bedrohung von individueller Gesundheit und nationaler Ökonomie gleichermaßen hochgeschrieben wird; und wenn Theaterzettel, Zeitschriftenartikel etc., gesammelt von einem Dichterfürsten auf einer Reise in die benachbarte Schweiz, für eine Idee von Gegenwart insgesamt eintreten. Die vier Beiträge dieses Abschnittes befassen sich mithin mit ganz unterschiedlichen Typen von Wissen, die jeweils an einem fremden Ding festgemacht werden:

Frauke Berndt vollzieht in einer genauen rhetorischen Textanalyse J.J. Winckelmanns Nachdenken über antike Torsi nach, die in ihrer unvollkommenen Materialität gerade für die Vollkommenheit der Antike einstehen. Die Fremdheit der antiquarischen Objekte ist der Anstoß für die Entfaltung eines von wilder Imagination geprägten kunsttheoretischen Diskurses, denn der »steinerne Kommunikationskanal zwischen Antike und Moderne, Vergangenheit und Gegenwart, Fremdem und Eigenem [ist] äußerst störanfällig, geben doch die antiquarischen Objekte die Wahrheit der Antike nicht ohne Weiteres preis.« (S. 74)

Johannes D. Kaminski fasst den Kaffee mit Hans-Jörg Rheinbergers eigentlich für den Kontext der Experimentalwissenschaft geprägtem Begriff als ein »epistemisches Ding.« Die Kritik des Kaffeekonsums im 18. Jahrhundert verbindet zwei Diskurse, die Naturkunde und die Ökonomie. Fremdheit wird hier in ein doppeltes Bedrohungsszenario umgemünzt: Nicht allein gefährdet der dem europäischen Körper fremde Kaffee die Gesundheit, er bedroht als fremdes Produkt auch die nationalen Volkswirtschaften Europas. Die Zirkulation des Blutes ebenso wie des Geldes werde durch den Kaffee gehemmt, das fremde Ding verstopfe laut dem Kritikdiskurs lebenswichtige Kanäle. Doch es sind recht eigentlich die Wissensdiskurse, die Abschottung predigen, während die Nachfrage gerade Zirkulationen in Gang bringt, die aus dem fremden Ding ab 1760 ein Massenprodukt werden ließen.

Martin Mulsow untersucht »Globalisierungsspuren [...], die Dinge in sich tragen« (S. 43) anhand eines überraschenden Falles: chemische Substanzen, die von außerhalb Europas bezogen wurden. Wurden sie, wo sie doch vermeintlich standardisierte chemische Grundstoffe waren, überhaupt als fremde Dinge reflektiert? Frühneuzeitliche alchemische Prozeduren, wie sie an den europäischen Höfen habitualisierte Praxis waren, so zeigt Mulsow, funktionierten nur, wenn die Chemikalien auf bestimmte, lokal spezifische Weise verunreinigt waren. »Wir müssen uns daher«, so Mulsow, »die Präsenz des Fremden in diesem Bereich nicht als eine räumliche Präsenz wie in den Wunderkammern denken, sondern als die Unverfügbarkeit der Labormaterialien gegenüber der Theorie.« (S. 49)

Claudia Keller schließlich untersucht Goethes Reiseakten, die von seiner dritten Reise in die Schweiz im Jahr 1797 überliefert sind. In seine Notizen hat Goethe noch während des Schreibprozesses Drucksachen einheften lassen, die später von Eckermann als nicht zugehörig, als »fremde Dinge« eingestuft und in der Ausgabe der Reiseaufzeichnungen weggelassen wurden. Es handelt sich um ein Konvolut von diversen Texten – »Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiskurrente« (S. 99), so Goethe in einem Brief an Schiller –, das nicht im Einzelnen relevant ist. Vielmehr soll es als Gesamt, das von Goethe nicht einmal im Detail kommentiert wird, die »zeitliche Bewusstseinskategorie ›Gegenwart‹« (S. 107) als solche greifbar machen.

Dinge, so erweisen die Beiträge dieser Sektion, tragen immer Wissen an sich. Sie übertragen Wissen und fungieren als Fokuspunkte, an denen sich Diskurse kreuzen. Ihre Bedeutung allerdings, so hat es Georg Christoph Lichtenberg schon im 18. Jahrhundert formuliert, beziehen sie nicht aus ihrer Fremdheit: »Wir finden keine Ursache in den Dingen, sondern wir bemerken nur das, was in uns herein korrespondiert. Wohin wir nur sehen, so sehen wir bloß uns.«¹

Bibliographie

Georg Christoph Lichtenberg. *Sudelbücher*. Hrsg. Wolfgang Poemies. 3 Bde. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2005.

¹ Lichtenberg 2005, J 569.

Alchemische Substanzen als fremde Dinge

Frühe Globalisierung und alchemische Substanzen

In der Zeit um 1700 gibt es in zahlreichen Lebensbereichen bereits Spuren der sich verbreitenden Globalität.¹ So wie man heute in der Ökologie vom ›CO₂-Fußabdruck‹ oder von der ›Energiebilanz‹ von Dingen redet und damit meint, dass nicht nur auf ihren engen Kontext Bezug zu nehmen ist, sondern auf ihre gesamte weiträumige Verflechtung,² so kann man in einer Art ›historischer Ökologie‹ die Globalisierungsspuren ausmachen, die Dinge in sich tragen. Timothy Brook hat das einleuchtend für den Fall von *Vermeers Hut* getan, als er sich das Biberfell vorgenommen hat, aus dem die Kopfbedeckung auf einem Bild des holländischen Malers gefertigt war.³ Das Fell haben europäische Entdecker von nordamerikanischen Indianern im Austausch gegen Waffen bekommen; vom Verkauf der Felle wurden dann Reisen von Seeleuten nach China finanziert, wo man Porzellanwaren einkaufte, mit Silber aus Peru – und so weiter und so fort: Sehr schnell wird deutlich, wie verflochten die Handelsbeziehungen schon damals waren. Die Konsumgesellschaft war dabei quasi der Motor, der diese immer dichter werdende Dynamik antrieb.⁴

Zu den Dingen, die schon sehr früh in den globalen Handel einbezogen waren, aber wegen ihrer Unauffälligkeit bisher kaum beachtet worden sind,

1 Zur frühen Globalisierung vgl. Reinhard 2014; Tracy 1990; O'Rourke/Williamson 2002; Aymard 1982; Vries 2010. Bei der Vorbereitung dieses Beitrags habe ich dankbar die Hilfe zweier Experten in Anspruch genommen: Joachim Telle und Rainer Werthmann. Joachim Telle – der inzwischen verstorben ist – hat mich auf die ›teutsche Medizin‹ der Paracelsisten und auf das Genre der Materialkammern hingewiesen, Rainer Werthmann hat die Gothaer Chemikalien analysiert und mir den Treibprozess von Erzen erklärt; außerdem hat er mir die Zentralstellung des Salpeters erläutert. Weiter danke ich Paola von Wyss für die Literaturangaben zu Batavia und die Identifizierung der Wayang-Kulit-Figur, Yahya Kouroschi für die persische Übersetzung von ›Tessa‹, Reza Kouhkan für Informationen über persische Alchemie, Anthony Reid für den Hinweis auf Gujarat, Kai Schwahn für Transkriptionen der Briefe von Gottmann und Künold aus dem Gothaer Staatsarchiv und Thomas Moenius, der mir seine Transkriptionen der Hellwig-Briefe zur Verfügung gestellt hat.

2 Vgl. Wackernagel/Beyers 2010.

3 Brook 2009.

4 Zum Verhältnis von Konsum und Globalisierung vgl. Brewer 1997; Brewer/Porter 1994; Norton 2010.

gehören chemische Substanzen.⁵ Sie sind nicht so dinghaft greifbar wie Elefantenstoßzähne, Masken oder Korallenfächer, die alle ihren Weg in die europäischen Wunderkammern und andere Präsenzmedien gefunden haben. Natürlich, auch Mineralien gibt es in diesen Wunderkammern, allerdings meist nur dann, wenn sie durch ihr Glitzern als potenzielle Schauobjekte taugten, nicht so sehr in ihrer Funktion als Gebrauchsobjekte.⁶ Um solche stillgestellte Präsenz soll es mir aber nicht gehen. Und auch die sich aufdrängende Dichotomie von Präsenz und Latenz fremder Dinge wird, wie wir sehen werden, nicht die entscheidende Bestimmung sein, die uns weiterführt. Dennoch lässt sich natürlich fragen: Waren exotische alchemische Substanzen in ihrer außereuropäischen Fremdheit der Wahrnehmung entzogen, oder wurden sie auch als exotisch empfunden?

Das Problem verkompliziert sich noch mit der Besonderheit des Reiches, um den es hier geht, nämlich die Alchemie. Alchemie hat selbst immer etwas Exotisches an sich getragen, schon durch ihre Herkunft aus der arabischen Welt und ihre Wurzeln im alten Ägypten.⁷ Überträgt sich dieser ›Marker‹ des Exotischen auch auf die Substanzen, mit denen die Alchemiker umgingen? Waren die Alchemiker sozusagen Fremdheitsexperten, Stuntmen für das Exotische, deren Prozessingredienzen schon durch diesen Kontext geheimnisvoll und fremd sein mussten?

Das wäre sicherlich ein übertriebenes Bild. Die Alchemie im frühen 18. Jahrhundert sollte eher im Vergleich und im Zusammenhang mit den globalen Verflechtungen der Medizin, Pharmazie und Botanik gesehen werden, wie sie Harold Cook beschrieben hat. Cook schaut auf die Importe der Ostindien-Kompanie, aber auch der Westindischen Handelsverbindungen, die in Holland anlangten – Pflanzen, Tiere und Materialien von Muskatnüssen bis zu Paradiesvogelfüßen –, und auf die Traktate von Wissenschaftlern, die daraufhin entstanden und in denen der mögliche Nutzen dieser Dinge erörtert wurde, für Medizin, Pharmazie, Ernährung und Ökonomie.⁸ Auch der Handel mit Farben und Pigmenten ist hier zu nennen,⁹ und nicht so fern von dieser in Geschmacks- und Konsumfragen verstrickten ›Transformation von Objektivität‹¹⁰ stand die Alchemie. Sie war an den Höfen in Deutschland und anderswo bei aller Geheimhaltung doch fast so etwas wie eine ›*normal science*‹ und wurde auf breiter Front praktiziert.¹¹ Das 18. Jahrhundert

5 Vgl. Klein/Lefèvre 2007. Dort geht es aber eher um die Bemühung um reine Substanzen und nicht so sehr um den Handel.

6 Vgl. Mauriès 2011. Zu Gotha vgl. Collet 2007.

7 Zur ägyptischen und arabischen Herkunft der Alchemie vgl. Ruska 1926; Schmieder 1832.

8 Vgl. Cook 2007; Mulsow 2008; Klein/Spary 2010.

9 Feeser et al. 2012.

10 Vgl. Cook 2007.

11 Zur höfischen Alchemie vgl. Nummedal 2007.

darf dabei auf keinen Fall isoliert angesehen werden. Wir müssen hier eher von einem ›langen 18. Jahrhundert‹ ausgehen, das schon in den späten 1670er Jahren ansetzt, als die Alchemie massiv begann, sich mit Kameralismus, neuer Wissenschaft und globalem Handel zu verbinden.¹²

Die Fragen, die ich von daher stellen möchte, lauten: Von woher kamen die alchemischen Substanzen? Wie exotisch und außereuropäisch waren sie? Spielte der lokale Index auf dieser ›niedrigen‹ materiellen Ebene überhaupt eine Rolle? War ihre Fremdheit latent oder präsent? Wenn sie präsent war, wie schlug sich das nieder? Hat sie auf die Alchemie als solche zurückgewirkt und sie verändert? Oder hat zumindest die Präsenz der Fremdheit auf die interpretatorische Alchemie zurückgewirkt? Um all diese bisher wenig gestellten Fragen zu beantworten, werde ich schrittweise vorgehen und unterschiedliche Dokumentationen und Beispiele vorführen. Ich beginne mit der basalen Frage: Wie fremd waren denn diese Substanzen?¹³ Wenn sie als fremd wahrgenommen wurden, müsste sich das doch an Reaktionen auf sie ablesen lassen. Hat es solche – vielleicht xenophoben – Reaktionen gegeben?

2. *Zeitgenössische Reaktionen*

Ja, es hat sie gegeben. Das zeigt sich bereits im 16. Jahrhundert, in einer frühen Phase der Verbindung von Alchemie und Globalität. Damals hatte sich Paracelsus¹⁴ für eine »deutsche Medizin« ausgesprochen; er sah, dass man metallisches Quecksilber als »terra hyspanica« oder »mercurium Hispaniae« aus den Zinnerlagern der Almadénregion bezog, andere Stoffe aus dem Vorderen Orient oder Afrika.¹⁵ Dagegen meinte Paracelsus, dass man »alle ding auff eigen Boden/Gründen/unnd Gütern« zur Bekämpfung »einer jeglichen Kranckheit« finden und dass die »Teutsche Nation« ohne »die frembden Transmarinen« auskommen könne. ›Fremde Transmarinen‹ also waren für ihn die Substanzen, die von den Schiffen aus Übersee herbeigeschafft wurden. Jeder kennt die frühneuzeitlichen Apothekenschränke, die vor lauter ›Transmarinen‹ einen wahrlich exotischen Eindruck machen. Die deutschen Mediziner und Iatrochemiker, so Paracelsus, seien »Arabisch«, »Griechisch/ Chaldeisch/ etc. und können dz Teütsch nit/ wollen auff Welsch Artzneyen/ und wissen auff Teütsch nichts/ wollen uber Meerer Atzneyen/ und ein bessers ist im Garten von jhrem Haus«. Der Mediziner »findt [...] für

12 Beispielhaft für diese Verbindungen: Smith 1994. Weiter: Keller (im Erscheinen).

13 Zur ›Fremdheit‹ von Dingen vgl. die neuere ethnologische und kulturwissenschaftliche Literatur, z. B. Frank et al. 2007.

14 Alle folgenden Zitate Paracelsus 1589/91, Tl. 7, S. 61f. Vgl. die Hinweise in Kühlmann/Telle 2004, S. 185f.; vgl. auch Cooper 2009, S. 22–41.

15 Zur Zinnerförderung vgl. Sobrino 1984.

den Füßen ein mehren Schatz/ zu allen Krankheiten/ dann India/ Barbaria und Graecia vermag«. Der Hintergrund für diese frühe Globalisierungs- und Importfeindschaft war nicht einfach nur deutscher Patriotismus und die Abneigung gegen ein übertrieben modisches Italianisieren deutscher Ärzte, sondern auch die Ansicht, dass die Natur dort, wo sie bestimmte Krankheiten sich hatte ausbreiten lassen, an gleicher Stelle auch die Heilmittel dazu bereitgestellt hatte. Wir können das das Lokalisierungsprinzip nennen. So haben es auch spätere Paracelsisten (und zuweilen Antiparacelsisten) verstanden: Oswald Crollius zum Beispiel verteidigt die arzneilichen Qualitäten einheimischer Siegelerde (also Tonerde) gegen diejenige aus Lemnos, und er sagt dabei: »Wo irgend ein Unheil oder Krankheit vorhanden/ da gibt die Natur ein Artzney/ damit wir nicht weit dörffen gehen und nach einer andern trachten.«¹⁶ Und Michael Toxites spricht vom »schatz [...] so in unserm Vatterland verborgen ligt«.¹⁷

Diese Abwehr ist vor allem in der medizinischen Alchemie zu finden, weniger in der transmutatorischen, bei der es darum ging, Gold herzustellen, aber sie wirft ein Licht auf den mentalitätsgeschichtlichen und ökonomischen Hintergrund der ganzen Sache. Wirtschaftlich begann etwa die Siegelerdenproduktion in Schlesien und in der Grafschaft Solms mit den teuren Importen aus dem damals noch osmanischen Lemnos und aus León in Spanien zu konkurrieren. Zugleich entwickelte man im Deutschland der Reformationszeit und danach durchaus starke kulturelle protonationalistische Protektionsvorstellungen.¹⁸

3. Materialkammern

Doch kamen wirklich so viele medizinische und alchemische *Simplicia*, also einfache Substanzen, aus dem Ausland und gar aus Übersee? Gab es Alternativen? Eine frühneuzeitliche Textgattung, die auf solche Fragen Antworten bereithält, sind die sogenannten »Materialkammern«. Wenn man nach Spuren alchemischer Globalität sucht, dann sind sie die ersten Adressaten, an die man sich damals wie heute wenden sollte. Die Metapher spielt natürlich auf reale Vorrathshäuser an, in denen, vor allem in Hafen- und Handelsstädten, Materialien aller Art gelagert wurden, konkreter allerdings noch auf die Vorratsräume in Apotheken. 1714 veröffentlichte Michael

¹⁶ Crollius 1996 [1623], S. 172 f.

¹⁷ Kühlmann/Telle 2004, S. 349.

¹⁸ Zu diesem Protonationalismus und der mit ihm verbundenen historiographischen Problematik vgl. Stauber 1996; Hirschi 2005; Schmidt 2007. Zur deutschen Bemühung, mit Surrogaten und Imitaten die Exporte aus Übersee zu kompensieren, vgl. den Beitrag von Julia Schmidt-Funke in diesem Band.

Bernhard Valentini eine *Schau-Bühne aller Materialien und Specereyen*,¹⁹ 1709 Johann Jacob Marx eine *Neu-viel-ermehrte und verbesserte Teutsche Material-Kammer*, worinnen nicht allein die meiste und vornehmste fremde Materialien, Specereyen und andere handels-Wahren, sondern auch die zur Artzney dienliche Vegetabilia, Edelgestein, Mineralien, Metallen und Meer-Gewächse, wo selbige wachsen und herkommen.²⁰ Marx, seines Zeichens Nürnberger Arzt, hatte das Werk 1687 erstmals auflegen lassen. Doch schon 1673 hatte der ebenfalls Nürnberger Buchhalter Georg Niclaus Schurtz ein ähnliches Buch verfasst – *Neu-ingerichtete Material-Kammer* –, nach dem Marx sich richten konnte.²¹ Nürnberg war ohnehin ein Druckort, an dem zu dieser Zeit Bücher über die Kulturen und Religionen aller Welt veröffentlicht wurden, wie zum Beispiel Bearbeitungen von Alexander Ross oder Abraham Rogerius.²² Und auch diese ›Material Kammer‹ hatte natürlich Vorläufer, wenn auch unter anderen Namen, in den Substanzenbüchern des 16. und 15. Jahrhunderts.

Was findet sich in diesen ›Material Kammern‹? Alles, und zwar alphabetisch geordnet. Chemische und pharmazeutische Produkte rangierten da von Farben, Schießpulver und Säuren bis zu Knallgold, Amalgamen, Medizinalien und Dünger; die Ausgangsmaterialien von Antimon, Quecksilber oder Vitriol bis zu Pottasche oder Urin. Schurtz' Kompendium beginnt mit A wie Ambra, von der er zu sagen weiß, dass sie am besten »aus dem Meer gesammelt [wird], eigentlich in Begala und Pegu [auf Ceylon], in der Insul Madagascar und Sumatra, wie auch bei Mosambique, Capo Verde und andern Orten mehr«.²³ Dann folgt Alumen (oder Alaun) mit Fundorten wie Indien oder der Küste von Virginia, Amidum (Kraftmehl) aus dem heimischen Leipzig und »Assa dulcis«, ein Süßgummi, »im Königreich Siam, auch in Cambodja« zu haben.²⁴ Ein erstaunlicher, geradezu selbstverständlicher globaler Gestus steckt in diesem Verzeichnis.

4. Gotha: Materielle Präsenz von alchemischen Substanzen

Aber das sind natürlich nur textuelle Spuren. Gibt es denn auch reale? Um solche ganz handgreiflichen Spuren vorzuführen, wähle ich als Beispiel den Hof von Sachsen-Gotha in den Jahren um 1700. Damals wurde dort versucht, Gold herzustellen, und noch immer lagern im Staatsarchiv auf Schloss Friedenstein die alchemischen Papiere des damaligen Herzogs Friedrich I.,

19 Valentini 1714.

20 Marx 1709.

21 Schurtz 1673.

22 Vgl. Mulsow 2010, S. 37–48, bes. S. 38 f.

23 Schurtz 1673, S. 9.

24 Ebd., S. 10.

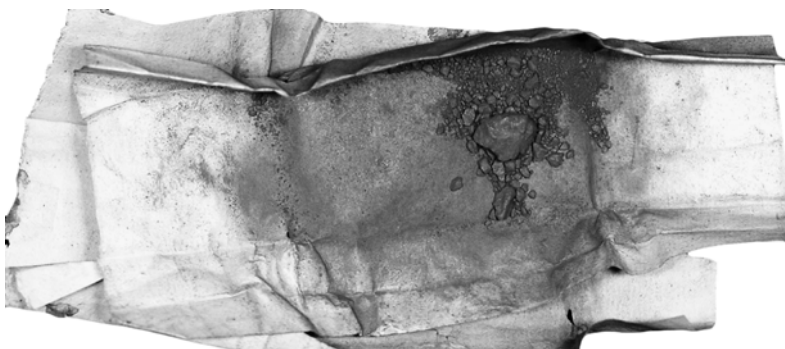


Abb. 1: Hämamit aus dem Nachlass Friedrichs I.

zuweilen auch unter Einschluss von Materialienresten.²⁵ Das sind etwa ein Stück blauer Vitriol, d. h. Kupfersulfat-Pentahydrat, entweder ein umkristallisiertes Bergbauprodukt oder das Ergebnis eines Auflöserns von Kupfererzen in Schwefelsäure. (Ich gebe hier und im Folgenden dankbar die Analysen des Chemikers Rainer Werthmann an.)²⁶

Da sind weiterhin braunrote Bröckchen (Abb. 1), die sich als Hämamit, also Eisentrioxyd, herausgestellt haben.

Wie der noch existierende Umschlag zeigt, stammt dieses hochprozentige Roteisenerz aus Schemnitz (Abb. 2). Schemnitz war ein wichtiger Bergbauort in Ungarn (heute in der Slowakei gelegen); zur Zeit der Türkenkriege im späten 17. Jahrhundert war es mal unter osmanischer, dann wieder unter kaiserlicher Kontrolle. Das machte die Einfuhr von wichtigen chemischen Materialien ins Reich nicht einfach. Wie auch der Zinnober (also das Quecksilbersulfid) im Bereich des heutigen Slowenien und in Spanien gefördert wurde und nicht aus allen Regionen immer zugänglich war.

Die Gothaer Erzprobe aus Ungarn lehrt einiges: nicht nur, dass Materialproben gewissenhaft mit ihrem Herkunftsort versehen waren. Dieser lokale Index, könnte man denken, ist nur sekundär, wenn es um alchemische Prozesse geht, denn ist Eisentrioxyd nicht Eisentrioxyd, egal woher es stammt? Das wäre ein fataler Fehlschluss von der modernen Chemie her. Denn die frühneuzeitlichen Experimente funktionierten oft nur, weil die Chemikalien eben nicht völlig rein, sondern auf lokal spezifische Weise verunreinigt waren. Lawrence Principe hat kürzlich gezeigt, dass die von Basilius Valentinus beschriebene Verwandlung von giftigem Antimon in ein ungiftiges Medikament

²⁵ Zu den Beständen vgl. Humberg 2005. Zu den Versuchen der ersten Jahre vgl. Mulsow 2014.

²⁶ Rainer Werthmann wird die Ergebnisse seiner Analysen separat veröffentlichen.

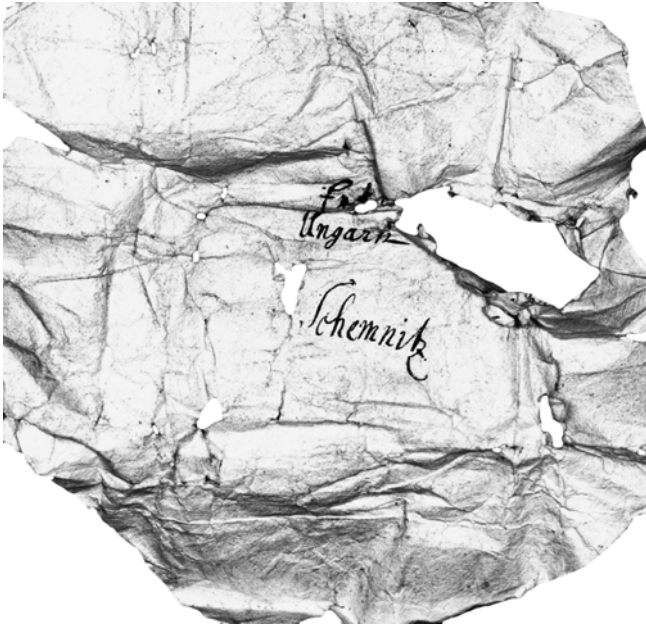


Abb. 2: Umschlag der Hämamit-Probe

durch Scheidung nur dann funktionieren kann, wenn man ein ganz bestimmtes ungarisches Antimon benutzt, weil dieses nämlich – was Basilius gar nicht wissen konnte – eine ein- bis zweiprozentige Beimengung von Quarz enthält.²⁷

Hier ist sie, die Widerständigkeit der materialen Präsenz gegenüber der Interpretation, um mit Hans-Ulrich Gumbrecht zu sprechen.²⁸ Hier ist die Präsenz in der Alchemie: im Zerbersten der Gläser, die den Gothaer Laboranten immer wieder um die Ohren flogen, im Anderssein der praktischen Erfahrung gegenüber der Theorieinterpretation der Alchemisten, die mit Sulphur-Mercurius-Theorien oder ähnlichen Vorstellungen an das lokal indizierte Material in ihren Händen herangingen. Wir müssen uns daher die Präsenz des Fremden in diesem Bereich nicht als eine räumliche Präsenz wie in den Wunderkammern denken, sondern als die Unverfügbarkeit der Labormaterialien gegenüber der Theorie.

Man tat immerhin sein Bestes, um mit dieser sperrigen Präsenz umzugehen. Wenn man silber- und goldhaltige Erze aus Übersee, etwa aus Asien, als Ingredienzen benutzen wollte, musste man zuvor schon sehr genau prüfen,

²⁷ Principe 2013, S. 141 f.

²⁸ Gumbrecht 2004.

was denn in diesen Erzen enthalten war. Wie sollte man dies machen? Nun, da gab es zeitgenössische Techniken, die noch heute ob ihrer Genauigkeit staunen lassen und noch heute angewendet werden, nämlich Treibprozesse. Das Erz wurde fein gemahlen und zunächst geröstet, d. h. vom Schwefel befreit. Dann wurde es in geschmolzenem Blei aufgelöst. In einem Tiegel, der mit einer saugfähigen Stampfmasse beispielsweise aus Knochenasche gefüllt war (einer Kupelle oder einem Treibscherven), wurde dann das flüssige Blei allmählich oxidiert. Die Edelmetalle konzentrierten sich in dem verbleibenden Schmelztropfen, bis er schließlich nur noch aus Edelmetallen bestand. Das Korn wurde dann gewogen, und der Goldgehalt wurde über die Farbe des Strichs auf einem speziellen Probierstein festgestellt. Genau solche Schmelztropfen finden sich im Gothaer Bestand (Abb. 3).

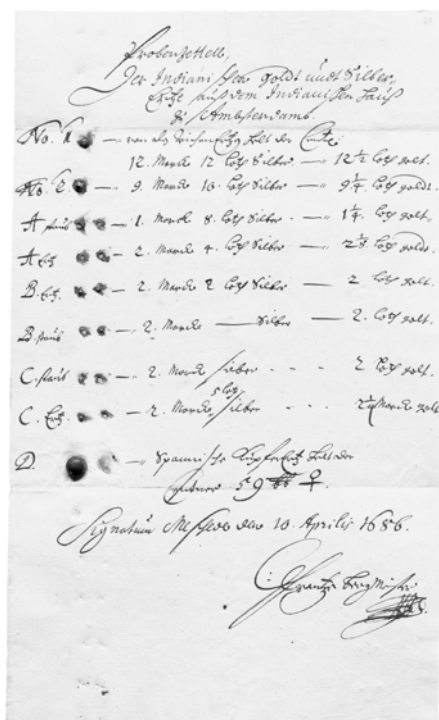
Es lohnt sich, die Geschichte dieser Tropfen aufzuwickeln, denn sie steht geradezu paradigmatisch für die Globalitätsspuren und die Präsenzproblematik alchemischer Dinge. Beginnen tut die Geschichte natürlich in den fernöstlichen Bergbauregionen, wahrscheinlich in Japan, denn Japan war damals der vorrangige asiatische Gold- und Silberexporteur – solange dies von den Shogunen nach der Teil-Abschließung von 1639 erlaubt wurde.²⁹ In Nambu (Morioka, Präfektur Iwate) wurde Gold gefördert, in Ikunu (Präfektur Hyogo) Silber, später vor allem auch auf der Insel Sado (Präfektur Niigata). Die Erze wurden auf die Insel Dejima im Hafen von Nagasaki geschafft, wo die Holländer als die einzig verbleibenden Europäer noch Handelsrechte hatten. Von dort gelangten sie meistens nicht nach Europa, sondern wurden von der Ostindien-Kompanie für die Zahlungen im innerasiatischen Handel eingesetzt. Doch gelegentlich trugen die Schiffe der Kompanie einige Ladungen der Erze auch nach Holland, wo sie im so genannten Ostindienhaus gelagert und weiterverkauft wurden.³⁰ An dieser Stelle kommt Gotha und seine Informationsökonomie ins Spiel, denn wie viele andere große und mittlere Territorien hielt man sich in Amsterdam Agenten, die einen sowohl mit politischen Nachrichten und mit Kunstgegenständen als auch mit Waren oder Informationen über Waren versorgten. Gothaische Agenten waren zum Beispiel Job Meyer und Johann Heinrich Vierorth, aber auch Johann Otto Hellwig (auf den ich noch zu sprechen kommen werde) oder, in diesem Fall, Johann Christoph Gottmann, ein Forstmeister, der eigentlich Kammerherr auf Schloss Waldeck bei Kassel war, aber von Friedrich bezahlt und auch zu Auftragsreisen herangezogen wurde.³¹

29 Vgl. Kobata 1965.

30 Zum Ostindienhaus der VOC vgl. Gaastra 1982; Beelen 2002.

31 Vgl. ThStA Gotha, Geheimes Archiv, E XI Nr. 73, 73*, 73**. Gottmann stand seit November 1684 mit Friedrich in Kontakt, als er ihm ein Rezept zur Transmutation von Erzen zu Gold zukommen ließ. Im Nachlass des Herzogs Christian von Mecklenburg befindet sich eine wohl ungedruckte Schrift, »Des Rosenkreuzers

Abb. 3:
Brief mit Schmelztropfen aus
dem Nachlass Friedrich I.



Herzog Friedrich hatte im Januar 1686 von einem kölnischen Bergmeister erfahren, dass in Amsterdam »ostindisches« Erz im Handel war, »so Gold

Johann Gottmann Anweisung, den Stein der Weisen zu verfertigen. Leyden 1672« (Wagner 1905, S. 226). Es ist unklar, ob dies der besagte Gottmann ist, allerdings gut möglich. Gottmann scheint seinen Stützpunkt in Mecklenburg gehabt zu haben, denn seine Briefe kommen von dort – falls das »Kleinaw«, aus dem er schreibt, das Kleinow in Mecklenburg ist. Ein anderes Kleinaw gibt es nicht weit entfernt in der Altmark. Siehe unten Anm. 38. Gottmann tritt ab dem 13. II. 1684 in Gotha auf, als er von Waldeck hinüberkam. Am 12. I. hat er zusammen mit dem kurkölnischen Bergmeister (zu ihm unten) bei Friedrich Audienz, der dann später öfter mit ihm auftritt, auch im Fall der hier untersuchten Erzlieferungen aus Amsterdam. Gottmann und der in Köln später wegen Veruntreuung angeklagte Bergmeister scheinen Freunde gewesen zu sein und gemeinsame Sache gemacht zu haben. Gottmann war offenbar auch mit dem Alchemisten Vierorth bekannt, der für Friedrich arbeitete. Jacobsen/Brandsch 1998-2003, Bd. 2, S. 404 (15. 10. 85): »Vormittags Erst den wichtigen Process des Verohrt [= Vierorth] und Gottmanns Gelesen [...]«. In Amsterdam gab es offenbar eine höchst lebendige alchemische Szene. Das ist schon daraus erkenntlich, dass Friedrichs Korrespondenz mit seinen holländischen Agenten immer wieder darauf drängt, entweder Prozesse und Rezepte aus Amsterdam zu bekommen oder Experimente dort ausführen zu lassen. Zur Alchemie in Amsterdam vgl. die Ausstellung »Alchemy on the Amstel. On Hermetic Medicine in the Golden Age of the Dutch Republic« 2012/13 in der Ritman Library. Zu Amsterdam vgl. auch unten Anm. 64.

und Sielber halt Und Sie Nicht zu Nutz machen können«,³² das also von den Holländern abgestoßen wurde, weil die Ausschmelzung der Edelmetalle zu schwierig oder zu wenig einträglich war. Dieser Bergmeister war Christoph Frantze, der bis 1684 für den Erzbischof und Kurfürsten von Köln, Maximilian Heinrich von Bayern, gearbeitet hatte.³³ Dann war er in Ungnade gefallen und nach Waldeck geflüchtet, wo er offenbar Gottmann kennengelernt hatte. Über Gottmann bekam er dann Kontakte nach Gotha und machte mit ihm gemeinsame Sache. Friedrich konnte er damit locken, dass er ihm von den alchemischen Aktivitäten des Erzbischofs berichtete. Die Vorstellung davon, dass dieser Millionen von Talern und sechs Tonnen Gold in seinem Besitz habe, die in Friedrichs Kopf herumspukte, stammt möglicherweise von den bezirzenden Erzählungen Frantzes.³⁴ So witterte Friedrich möglichen Profit, mit dem Gedanken im Hinterkopf, dass seine chemischen Möglichkeiten im heimischen Labor die der Holländer übersteigen würden. Schnell rechnete er, noch vor dem Frühstück, sich einen Gewinn von 14.500 Talern pro 100 Zentnern Erz aus. Er befahl Gottmann, nach Holland zu reisen und Proben zu nehmen. Gottmann reiste im Frühjahr und dann nochmal im August; er wurde begleitet von einem Bergmeister aus Köln, der sich jetzt Hoffnung auf Gothaische Anstellung machte – also ganz offenbar von Frantze. Schon am 17. Mai hatte Friedrich aus Amsterdam einen ersten Vorgeschmack bekommen, den die Ostindien-Kompanie offenbar ausgab; er vermerkte im Tagebuch: »Bekam die Gold- und Silberprobe der ost Indianischen Ertze da der Centner 12 Mark 12 loth Silber und 12 ½ loth Gold hält.«³⁵ Er wies Gottmann an, weiter zu sondieren, und bekam dann im August wieder »brieffe wegen der holländischen Sache«.³⁶

In Amsterdam tummelten sich derweil die Interessenten und warteten auf das Eintreffen der letzten drei Schiffe im Oktober, die 30.000 Tonnen

32 Jacobsen/Brandsch 1998-2003, Bd. 2, 420. Friedrich fährt fort: »Und Ich von der Compagnie Erhandeln köntte, weswegen ich Gleich dem Forstmeister Gottmann Commission aufftruge nach hollandt zu reysen Umb zu sehen, Ob ein handell deswegen Mitt der Compagnie zu treffen Sey. Der Centner Soll 9 loth O a 10 thl. Und 8 Marck a 10 thl. Siebel halten und der Centner Ertz 17000 thl., haben 1000 thl. Vor das Ertz item 1000 thl. Unkosten zum Schmelzen, die Fracht 500 thl., thut Unkosten 2500 thl. Die von Obigen abgezogen, bleibet von 100 Centnern profit 14500 thl.«

33 Christoph Frantze stammte ursprünglich aus dem Harz. Zu ihm vgl. Conrad 1996; Reininghaus/Köhne 2008, S. 93-101.

34 Friedrich I. an seinen Kanzler Barchof von Echt, 25. 7. 1688, Forschungsbibliothek Gotha Ch. A 830, S. 120: »Der verstorbene Churfürst hatt bey die 6 Millionen, 6 Tonnen Goldes und etzliche [...] *Thaler* an Bahrschaft *und* ungebräkten großen Gold und Silberhaufen hinterlaßen, daher ich nunmehr glaube, muß mann allezeit gesagt daß Er den lapidem gehabt.«

35 Ebd., S. 442.

36 Ebd., S. 460 (24. August 1686).

Erz bringen sollten. 1685 hatte Japan die Silberausfuhr verboten – vielleicht war dieser Transport noch ein abschließender Rest, oder es war ein minderwertiger Ersatz von anderswo. Agenten für den Grafen von Wittgenstein, für die Braunschweiger Herzöge, für den Fürstbischof von Osnabrück und viele andere warteten angespannt auf die Auktion.³⁷ Man bekommt aus den Briefen eine vage Ahnung von der Aufgeregtheit des Handels und vom Appetit der Landesfürsten auf Metall. Gottmann und Frantze harrten im August noch in Kleinaw aus, weil sie noch auf letzte Instruktionen warteten.³⁸ Dann fuhren sie im September nach Amsterdam, wo sie noch Verstärkung durch den Gotha'schen Kammerrat Paul Künold bekamen. Der September verging, der Aufenthalt in Holland wurde langsam teuer, aber die Schiffe waren immer noch nicht angelandet.³⁹ Künold war eher skeptisch, ob sich mit den Erzen wirklich ein Geschäft machen ließe, und reiste schließlich

37 Vgl. den Brief von Paul Künold an Friedrich I. vom 28.9.1686, transkribiert in Anm. 39.

38 Gottmann schreibt am 22.8.1686 an Friedrich I. aus Kleinaw: »mit den Erzen nacher hollant hats kein zeit zu verlihren, dan nur der factor [?] aus hollant schreibe, das im mitte des 7br oder des 8br> [...] die Compagni verkaufen werden, als [= also] warte ich nur auf die briefe von leibsich [= Leipzig] sobald ich die bekomme, wilich [= will ich] mit dem bergmeister nacher ambsterdam gehen et sehen, was man dar zu unterthenigsten dienste Ihro durchleucht verichten kann [...]« (ThStA Gotha, Geheimes Archiv, E XI Nr. 73*, fol. 22r-24v).

39 Künold schreibt am 28.9. an Friedrich aus Amsterdam: »Schlieslichen habe ich auch wegen des OstIndischen Ertzes vntherthänigst berichten sollen, daß von denen noch aus seynden OstIndischen Schiffß [6v] diese 8 Tage vber keine weitere nachricht, weil weniger, ob die selbe einig Ertz mit bringen werden, ein gekommen sey. Des halben dan mit dem Forstmeister Cottmann vndt dem Bergmeister ich der sache wohl vberleget, ist vndt ist vor gut befunden worden, von hier anhero weitem abzureisen, Wie dem sei beyde nach dieser woche vndt ich nechst kommenden Montag geliebet es Gott, die abreise anstellen werde. Alhier bin ich mit des Herren Grotens von Wittgenstein Hofmeister bekant worden, welcher nun zum dritten mahl so wohl vor seinen Herren, als auch vor sich Ertze gekauft hat, der selbe gabe mir hie von in allen so viel guten Bericht, daß ich des *Probirer* [...] schriftlichen aufsatz vor geldt nicht von nöthen hatte. Besagter Hofmeister hat die gantz parti, welche er im Martio dieses Jahrs alhier erkaufet noch beysammen vndt will solche gerne einen anderen in den Preise, wie er sie selber alhier erhandelt, wieder verlasen, sagte dabey auch, wie man eine grose quantität dieser Ertze von den Müntzmeistern zu Osnabrüg, welchen den [...] 1683 vor 6 thl [...] alhier gekauft, des wegen vor ein geringers geldt würde wieder bekommen können, weil solche [...] hartze [?] mit auch nicht könten zu gute gemacher werden. In Rotterdam [7r] habe ich auch mit einigen geredet, so diese Ertze [...]tirt vndt geschmoltzen haben, welche aber dabey so wohl aldie hiesigen [...] leute viel eingebüset, welches alles mir eine schlechte hoffnung zu einer sonderbahnen ausbeute machet.« (Nr. 73* fol. 4r-7r, hier 6r-7r).

wieder aus Holland ab, in Begleitung von Gottmann.⁴⁰ Es blieb Bergmeister Frantze, der für Gotha den Kauf tätigen sollte.⁴¹

40 Am 11.10. schreibt Künold nochmals an seinen Fürsten, diesmal aus Gotha: »Ewr. hochfürstl. durchl. wirdt hierdurch vnterthänigst zu vernehmen gegeben, daß ich gestern mittags gesundt vndt glücklichen wieder alhier angelanget, meine abreise von Amsterdam geschahe den 2ten dieses in gesellschaft des Forstmeisters Cottmanns, welcher aber mit mir vff den Frankfurtschen postwaagen weiter nicht, als biß nach Werth in Westphalen woselbsteen er wegen besserer *Etablierung* seines Post waagens zu thun hatte, ginge. Kurtz von meiner abreise verlangete vor besagten Postmeister von mir 200 thl reise kosten weil anderen gestalt er vndt der Bergmeister nicht von Ambsterdam weg kommen könnte, gebe auch vor, daß bereits auch von seinen eigenen mitteln, an die 100 thl wegen dieser reise [...] ausgegeben worden. Wie gerne ich nun zur [16v] Spahrung weiterer vnkosten hierinnen geholfen hette, so konte doch solches nicht geschehen, weilen ich vor meiner Person kaum die recht dürfftige Kosten zur rückreise hatte, auch sonsten vor hero zu dieser unvermutheten ausgabe keine anstalt zu einen Wechsel war gemacht worden. Bey diesen bewantniß wurde vor gut befunden den Bergmeister in Amsterdam so lange zu lasen, biß vonhier aus das geld dahier könnte geschicket werden, wie ich denn auch zu solchen ende mit denen fuhr leuten, so mich von kleinaw anhero gebracht, heute 230 thl *inclusive* 30 thl *vivaggio* [?] vff 200 thl an den Postmeister *Cottmann* vberschicket habe, vndt habe dabey den vnterthänigsten zuversicht Ewr hochfürstl. durchl. werden mit diesen ohne dero vorbewust geschehenen ausgabe gnädigst zu frieden seyn, weil solche die noth erfoderte vndt ich diese auffällige gelegenheit des geldt sicher nach Kleinaw zu bringen nicht aus den händen lasen wolte. Vor meiner abreise [18r] aus hollandt war noch nicht zu erfahren ob von denen [...] jüngsten ein gelaufenen OstIndischen Schiffen etwas von der bewusten *Minera* mit gebracht worden, vndt erwarte ich deshalb hievon die gewisslich mit rechten zu vernehmen. Wie mich sonsten des herrn Grafens von Wittgenstein Hofmeister berichtet, so mag die Chur Cölnische Cammer mit den Bergmeister wegen beschuldigter vnterschlagung einer grosen post [...] Gelder gar hart *procediren*, alle seine Güther hinweg genommen, auch eine gewisse *Summa* geldes vff seinen leib gesetzt haben. In vbrigen bin ich noch vor meiner abreise aus hollandt mit einen buchhalter der OstIndischen *Compagnie* namens *Laac Ken* [?] bekant worden welchen ei vberaus *Curioser* mann ist, vndt in *Chymicis* absonderlich gute Wissenschaftt hat.« (Nr. 73* fol. 16r-19v, hier 16r-18r).

41 Schließlich schreibt Gottmann am 27.10. an Friedrich, wieder aus Kleinaw: »Ihro durchlaucht wird der Camer raht [?] Kuhnholz [?] [gemeint ist Künold] vnterthanig berichtet haben das damals die ostindischen Ernznachricht ankommen wahren, nun mehr aber seit in den drey letzten [?] schiften 30000 T angelanget wie mir der bergmeister schreibet, et sollen den 27. 8br publick ver kauft werden, weihlen nun der Cameraht Kunholt kein geld dar gelassen auch niemand gestalt der dar vor gut spricht [?] [11v] als [...] ich das die Erze aus Handen geben wie ich bin weg gangen hat man noch nicht gewust wann die 3 letzten [?] schife würden einlaufen, derowegen ich vbm [?] kosten zu spahren fort gangen, et haben den bergmeister dar gelassen, ich habe heute des wegen an einen freund in ambsterdam geschrieben. Er machte dar vor [...] es sollen die Erze nicht Ehender abgeführt werden bis das geld dar wehre, wan der brief nicht zu spät kompt et der bergmeister die probe vor gut findet zweifel nicht das vor ihr durchleucht die Erze bleiben sollen. [12r] Ich habe vngefehr [?] den HE Daren [?] welcher mit ihr

Gottmann hat jedenfalls die Proben gemacht und die resultierenden Edelmetallkörnchen aus dem Treibprozess direkt auf sein Briefblatt geklebt. »Probenzettel der indianischen goldt und silber ertze amsterdam« nennt sich das Dokument im Gothaer Staatsarchiv.⁴² Hier kann man die »Materialität der Kommunikation«⁴³ einmal im denkbar wörtlichen Sinne sehen: Der brieflichen Kommunikation sind die materiellen Dinge, die fremden Dinge aus Südostasien, direkt beigegeben, nämlich aufgeklebt. Sie sind bereits ein Stück weit »entfremdet«, denn sie sind ja die Konzentrate, nicht die originalen Materieklumpen, und sie tragen auch nicht mehr den lokalen Index der japanischen Fundstätten. Dennoch sind sie alle voneinander verschieden und es wert, im Einzelnen bestimmt zu werden. Auch wenn Friedrich in diesem Fall auf einen direkten Erlös aus dem Edelmetallgewinn spekuliert hat und keine alchemischen Weiterverwendungen im Sinne hatte – auch hier spielte das genaue Erkennen der fremden Substanzen eine große Rolle.

durch bericht hern bruder Herzog Christian [...] angetroffen et mit dem selbe 2 tage zu gebracht hatte wünschen mögen das ihr durch leucht den selben nur Ein ¼ stunde hetten sprechen mögen, ihr durchleucht wurden aller [...] bekommen haben, dessen hatten ihr durchleucht HE bruder nacher hamborg ver schreiben, die belagerung aber hat solcher ver hindert, et hat dieser den selben [...] wie Marg. [?] Thevenot wegen der pagementen [?] ist auch wohl was zu thun et sollen ihr durchleucht von allen die proben haben [12v] der Marg. Thevenot schreibt mir das er Erster dagen wil zu mir komen, et solte ich mit ihm zu ihr durchlaucht gehen, war zu ich dan bereit bin ich habe aber izo die Rechten proben vnther handen, welche zu vor fertig machen wil, et mit dem bergmeister probiren werde, damit ich ihr durchl. Recht vntherthenig zeigen kanne was darbey zu thun, ich zweifel aber im geringsten nicht, das weihlen dieser sich vnther ihr durchleucht schutz setzen wil, dieses warhaftig sey. Ich werde an meinem vntherthanige Fleis nichts Er mangeln lassen [13r] et alles wohl aus machen, et vberlegen was darbey zu thun, ich hofe obgott wil durch dieses sollen ihr durchleucht nur [?] freude et grossen nutzen haben, vnt ich werde mich glücklich schetzen wan nur darein [?] weissen [?] kan das ein treuwer vntherthenigster diener bin, ihr durchlaucht werden dehro wegen nun gnedigst befehlen ob ich den Marg. Thevenot aus Gotha oder was gnedigst befehlen hin bringen sol, [...] haben lust [?] ewher ichtewo [?] [...] weihl solcher hart bei [...] et dan auch den Fleis dar haben, den berg meister wil auch sobald mitbringen [13v] dan der Cuhr furst ihn auf allewege sucht zu fangen, damit das ortorfer [= Ordrufer] bergwerk auch zum stand mage gebracht werden Er sucht zwar etwil das seinige nicht gern verlassen, wieder in das Colnische zu gehen er hat mir aber schriftlich geben müssen, als ein Erlicher man, dass das er in ihr durchlaucht dienst gehen wolle, die Eissern marser [Mörser?] welche man notig hat zu dem werck wie auch Eisserne Retorten habe alle »anfertigen?« lassen, et kan mans nun viel geschwinder et mit weniger Muhe als bei der Ersten probe machen, Erwarte derowegen Ihr durchleucht [...] befehl wo ich mit ihnen hin kommen soll.« (Nr. 73* fol. 11r-15r). Vgl. auch die Erzproben 1686 von Münzwardein Christian Fischer in ThStA Gotha, Geheimes Archiv, E XI Nr. 73***, fol. 1-8.

42 Vgl. ThStA Gotha, Geheimes Archiv, E XI Nr. 73*.

43 Gumbrecht/Pfeiffer 1988.

5. *Johann Otto Hellwig und die Alchemie in Batavia*

Ich habe Johann Otto Hellwig als einen derjenigen erwähnt, die außer Gottmann in Amsterdam für Gotha tätig waren.⁴⁴ Wenn wir den Blick genauer auf ihn richten, kommen wir einer Antwort auf die letzte der von mir gestellten Fragen näher, nämlich die Frage danach, ob die exotischen Materialien eine Wirkung auf die Alchemie selbst ausgeübt haben. Es ginge darum – nochmals in der Terminologie Gumbrechts – festzustellen, ob die Präsenz der fremden Dinge, wenn sie sich aufdrängte und unmittelbar erfahren wurde, die übliche Sinnproduktion im alchemischen Diskurs zu unterbrechen imstande war und vielleicht zu neuen, anderen Interpretationen anregte. Eine solche Präsenz hat Hellwig zweifellos erlebt, denn er war zwei Jahre lang, 1676–78, »vor Ort«, nämlich in Batavia, dem heutigen Djakarta. Das mit 22 Türmen befestigte Batavia war niederländischer Stützpunkt auf Java und das Hauptquartier der Ostindien-Kompanie.⁴⁵ Man muss sich diesen Ort als ein wildes Durcheinander von Einflüssen vorstellen: Chinesen gab es dort, Inder, Moslems, Europäer aus verschiedenen Ländern und – im Hinterland – natürlich die indigenen Javaner, und das alles umgeben vom tropischen Dschungel in heißem, feuchtem Klima, mit unbekannten Säugetieren, Reptilien, Vögeln, Insekten und Pflanzen.⁴⁶ Hellwig, aus Thüringen stammend, hatte zunächst als Soldat bei der Ostindien-Kompanie angeheuert, arbeitete dann aber in Batavia in der Apotheke, die der Deutsche Andreas Cleyer betrieb, und von Cleyer konnte er erfahren, wie sich die Substanzen der neuen, exotischen Welt in die zu Hause bekannte Chemie einfügen ließen.⁴⁷

Vera Keller hat kürzlich die Paradoxien von Lokalität und Globalität herausgearbeitet, die sich in Hellwigs Vita ablesen lassen: Die weite Reise, die sich später in Prestige bei den lokalen Fürsten umwandeln ließ, die »universale« Gelehrtenrepublik der hermetischen Alchemiker, mit der Hellwig kommunizierte, die aber viel begrenzter war als der globale Handel, schließlich die Perspektivenverlagerung, die bedeutete, die Alchemie nicht von Europa, sondern von Java aus zu betrachten.⁴⁸ Europäische Wissenschaftler, die sich vom heimischen Sessel aus auf die Deutung der weiten Welt einließen, stießen schnell an ihre Grenzen. Dann wurde leicht einmal – wie im Falle des Jenenser Theologen Johann Ernst Gerhard –

44 Zu Hellwig vgl. Strein 2009; Telle 2009, S. 249 f.

45 Zur Turmbefestigung vgl. Braudel 1990, S. 594. Weiter zu Batavia und der VOC: Ward 2009.

46 Vgl. Bosma/Raben 2008; Grijns/Nas 2000; Heuken 2010; Milone 1967; Mrázek 2010; Taylor 1983.

47 Vgl. Michel 1991.

48 Keller 2012.

eine indonesische *Wayang Kulit*-Schattentheater-Figur, die eigentlich die noble Person aus einem indischen Epos verkörperte, für den Erweis des Teufelsglaubens der Asiaten gehalten.⁴⁹ Auch Hellwig versucht, die neuen Erfahrungen mit Denkmustern der ihm geläufigen Diskurse einzufangen. Dennoch verändert sich ihm die Sicht auf die Natur – und damit auch auf die Physik und Chemie. Er verfasst in Reaktion auf seinen Aufenthalt vor allem zwei Werke, die uns hier interessieren sollten. Zum einen 1680 einen *Introitus in veram atque inauditam physicam*, also eine ›unerhörte‹ Physik, zum anderen 1682 ein *Centrum naturae concentratum*, als einen »Traktat von dem wiedergebohrnen Saltz«.⁵⁰ Dieses letztere Werk gibt er aus als von einem offenbar arabisch sprechenden ›Ali Puli‹ geschriebenes, einem ›asiatischen Mohren‹, dessen Buch ins Portugiesische übersetzt worden sei, aus dem er, Hellwig, es dann ins Deutsche übersetzt habe. Das Buch enthält aber so viele Übereinstimmungen mit dem *Introitus*, dass die Autorschaft Hellwigs sehr wahrscheinlich ist. Es kann sich lohnen, aus der Perspektive der ›Präsenz der fremdem Dinge‹, des ›Unerhörten‹, diese Bücher daraufhin zu lesen, wie sie die Präsenz verarbeitet haben.

Ich kann das hier nur ansatzweise tun. Hellwig beschreibt die Natur als aus einem einzigen Grundelement hervorgehend, dem ›viskosen‹, also zähflüssigen Wasser. Schon hier zeichnen sich mögliche indigene Einflüsse ab: Indische Vorstellungen vom ›Milchmeer‹ als dem Urozean, aus dem alles hervorgegangen ist, waren im ganzen indonesischen Raum verbreitet. Wir werden aber sehen, dass eine solche Interpretation voreilig wäre. Vom Element unterscheidet Hellwig die drei Prinzipien Luft, Wasser und Erde, die quasi dreieinig zu denken sind und als ihr Zentrum das Salz haben.⁵¹ Der zentrale Begriff ist daher das »Salz der Natur«.⁵² Hellwig nennt dessen ›magnetische‹ Qualitäten, anderes an sich zu binden, die ›fremdartige Kraft der

49 Gerhard/Hoffmann 1667. Ich plane dazu eine Publikation, zusammen mit Paola von Wyss-Giacosa.

50 Hellwig 1680; Hellwig 1682.

51 Hellwig 1680, S. 45: »Aqua viscosa est omnium rerum simplex et unicum Elementum, Vera, sola, & indubia sunt principia Aer, Aqua, Terra: ita tamen, ut haec principiorum Trias nihil prorsus possit producere, nisi in unitate.«

52 Ebd., S. 45f: »Elementi ex principiis primogenitus, aut centrum, est Sal; cujus corpus, ut ita loquar, magis in Terra, Spiritus magis in Aqua, et anima magis in Aere reperitur. In mille Sal transmutari potest formas, prout Naturae motus observantur gradus.« Ebd., S. 32: »Hic Sal primigenius non est corrosivus, non acris, in quibusdam vix sensibilibus adstringens, summe penetrans, ullustrans, aperiens, dissolvens, et quando processum motumve naturalem insequeris, digerens, coagulans, maturans.«